

Friedrich Christian Delius

Friedrich Christian Delius, geboren am 13. 2. 1943 in Rom, aufgewachsen in Wehrda, Hessen. Gymnasium in Bad Hersfeld, Steinatal, Korbach. 1963–1978 in Berlin, 1978–1980 in Nimwegen/Niederlande, 1980–1984 in Bielefeld, danach in Berlin. Das Studium der Germanistik schloss er 1970 mit der Promotion ab. 1970–1973 Lektor im Wagenbach-Verlag; von 1973 bis 1978 Lektor im Rotbuch-Verlag. Er war Mitglied des PEN-Clubs der Bundesrepublik Deutschland, aus dem er kurz vor seinem Tod austrat, sowie der Freien Akademie der Künste (seit 1997) und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt (seit 1998). Delius starb am 30. 5. 2022 in Berlin.

* 13. Februar 1943

† 30. Mai 2022

von Gustav Zürcher

Preise

Preise: Preis „Junge Generation“ zum Kunstpreis Berlin (1967); Villa-Massimo-Stipendium (1971/72); Jahrespreis der „Literarischen Hefte“ (1974); Lesezeichen-Preis für Poesie und Politik (1984); New-York-Stipendium des Deutschen Literaturfonds (1986); Gerrit-Engelke-Literaturpreis (1989); University of Florida-Award for Opening Minds (1994); Stadtschreiber-Literaturpreis des ZDF und der Stadt Mainz (1997); Walter-Hasenclever-Preis (2004); Theodor-Fontane-Preis (2004); Schubart-Literaturpreis (2007); Kritikerpreis für Literatur (2007); Joseph-Breitbach-Preis (2007); Stadtschreiber von Bergen-Enkheim (2008); Evangelischer Buchpreis (2009); Georg-Büchner-Preis (2011); Gerty-Spies-Literaturpreis (2012); Silberner Haunetaler der Stadt Wehrda (2014); Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland (2017).

Essay

Seine ersten Gedichte schrieb Friedrich Christian Delius mit 17, erste Veröffentlichungen gab es mit 19 Jahren. Hatte die Kritik schon dem 22-Jährigen bei Erscheinen seines ersten Gedichtbandes („Kerbholz“, 1965) lyrisches Talent bescheinigt, konnte man Delius in der Folgezeit zu den bekanntesten Lyrikern seiner Generation rechnen. Seine Gedichtbände von 1965, 1969, 1975 und 1981, die Tanka-Gedichte von 1989 ausgenommen, markieren Stationen einer poetischen und politischen Entwicklung, wie sie für einen Großteil der Lyrik seit Mitte der 1960er Jahre als charakteristisch gelten kann. Doch seine Bücher markieren diese Entwicklung nicht nur, sie reflektieren sie auch. Die Abneigung gegen vorschnelle Übereinkunft, im Poetischen wie im Politischen, erschwerte es, ihn gewaltlos als typischen Vertreter einer bestimmten Richtung zu zitieren; weder beteiligte er sich an der ‚Literatur-ist-tot-Bewegung‘ der ausgehenden 1960er Jahre, noch lieferte

er, der zeitweise gern der ‚Neuen Subjektivität‘ zugerechnet wurde, sein politisches Gewissen einer dort auch vorhandenen Neigung fürs nur noch Private aus.

Zieht sich die politische (Selbst)Aufklärung als roter Faden durch Delius' Werk, ohne dass es eindimensional auf diese Funktion zu reduzieren wäre, so finden sich in dieser Kontinuitätslinie zwei Knoten, an denen das aufklärerische Moment besonders offenkundig wird: „Wir Unternehmer“ (1966) und „Unsere Siemens-Welt“ (1972). Beide Texte, satirisch hergerichtete Selbstdarstellungen aus der Welt der Unternehmer, gehören zur Dokumentarliteratur. Bei dieser Art zu schreiben, beginnend mit Hochhuths „Stellvertreter“ (1962), muss der Schriftsteller für seine ‚Anklagen‘ Beweismaterial erbringen. Die Authentizität der Argumente wird abhängig von der Beweiskraft der Dokumente und damit auch von der Sorgfalt beim Recherchieren. Das Gelingen eines dokumentarischen Texts, das sich in der politisierenden Wirkung der Fakten zeigen würde, ist abhängig von der Art des ausgesuchten Falles – ob dieser mit hinreichendem öffentlichen Interesse rechnen kann –, von der Stichhaltigkeit des benutzten Materials und davon, ob dessen Verarbeitung im Text dazu dient, die Grundintention durch die Fakten hindurch transparent zu machen.

Es gibt genug Material, das ohne einschneidende Korrektur und aufwendige Kontextuierung die Funktion, Medium für eine hinter ihm liegende Wirklichkeit zu sein, *per se* erfüllt, zum Beispiel die Protokolle des Wirtschaftstages der CDU/CSU von 1965 in Düsseldorf. Bekannt geworden ist diese Veranstaltung durch die blamablen Qualifizierungen eines Volkskanzlers, der einen Teil der Schriftsteller einer bestimmten Hunderasse zuordnete. Der Ausspruch von Ludwig Erhard über die ‚Pinscher‘ mag für Delius Anstoß für seine Arbeit gewesen sein, ein lohnendes Angriffsziel boten aber die Reden führender Repräsentanten insgesamt, um über die geistige Haltung im Umkreis der staatstragenden christlichen Parteien zu informieren. Die Konzentration auf Passagen des „ethischen Überhaus“ (Delius) mag ein polemischer Eingriff sein – ebenso die Idee, den Text zu versifizieren, die primär intendierte Akzentuierung zu verlagern und mit dem grafischen Erscheinungsbild das Gesprochene insgesamt zu ironisieren –, eine Verfälschung kann man dieses Verfahren jedoch nicht nennen, zumal die Reihenfolge beibehalten und weder montiert noch etwas hinzugefügt wurde. (Die kommentierenden Zitate aus der Fachliteratur sind als solche kenntlich gemacht).

Herausgekommen ist ein Text, der nüchternen Betrachtern „das Gruseln oder den Spott“ (Delius) lehren kann. Ob die „Redressierung des sozialen Übermuts“ gefordert, vor der Gefahr des „Demokratismus“ gewarnt oder dem Unternehmer eine „ethische Kraft für das Volksganze“ zugesprochen wird; ob sich eine Partei ihre Selbstdarstellung mit Äußerungen wie „Wir sind bei der CDU. Ein Herz muß leben“ besorgen läßt oder der Bundeskanzler die seine sichern möchte mit Sätzen wie „Denn ich habe ja den Wohlstand für alle sozusagen in die Welt gesetzt“ – sichtbar wird hinter solchen brutalen und lächerlichen Kraftakten das Konzept der ‚formierten Gesellschaft‘, die ihre Uniformität der Irrationalität des Marktes schuldet. Wer, wie der Intellektuelle, vom ‚Rationalen‘ herkommt, gilt, weil nicht formierbar, als gemeinschaftsfeindlich und erfährt den vollen Zynismus der offiziellen Beschöniger. Denn die sprachliche Beschönigung gehört zur politischen Strategie der Repräsentanten der formierten Gesellschaft. Aber die Sache

erweist sich als stärker denn die Sprache, die Sprache ehrlicher, als ihre Verzerrer es vermuten. „Auch wer die Sprache zum Verbergen benutzen will, verrät, was er verbergen will. Keiner beherrscht die Sprache, die er spricht“ (Martin Walser). Dieser Satz nennt den genialen Kunstgriff – die der Sprache eingegebene naturwüchsige Dialektik von Verbergen und Verraten –, den Delius weniger anwendet, als in der Wirklichkeit schon praktisch wirksam vorfindet. Indem Satire als Bestandteil der Realität zitierbar wird und sich als poetisches Verfahren tendenziell selber aufhebt („Stellen, die besonders böse entstellt scheinen“, sind „durchweg originalgetreu wiedergegeben“ [Delius]), erreicht diese Kunstform einen hohen Grad von Authentizität. Für den Leser bedeutet dies: die Freude an der künstlerischen Übertreibung wird im Ansatz immer wieder vom Erschrecken vor der Wirklichkeit zerstört. Hierin mag der Erfolg dieses Dokumentarwerkes liegen, das man einmal „das gelungenste der gesamten dokumentarischen Literatur“ genannt hat.

Hat Delius hier die Selbstdarstellung der Unternehmer in einer Art szenischen Lesung präsentiert, bei der sich der Autor angesichts der rhetorischen Brillanz seiner Demonstrationsfiguren im Hintergrund halten konnte, so sieht man ihn in seinem zweiten Dokumentartext als zelebrierenden Anwalt unternehmerischer Interessen: als selbsternannter Festredner zum 125jährigen Jubiläum des Hauses Siemens. Abgesichert durch eine Fülle von Fakten und Details entfaltet sich vor dem Leser am Beispiel des Hauses Siemens ein kenntnisreiches Bild von dem Funktionieren eines kapitalistischen Großkonzerns, dessen ungebrochene Prosperität über zwei Weltkriege hinweg z.B. der Sorge um die mit dem Akkordsystem gegebene Möglichkeit der „individuellen Lohnfindung“ geschuldet ist oder der Fähigkeit, sich verantwortlich auf wechselnde politische Konstellationen einzustellen; so, wenn Carl F.v. Siemens nach Meinung des Jubiläumsgratulant „bei seinem Kampf um das gute Wirtschaften nichts anderes übrig blieb, als zum Fürsprecher der nationalsozialistischen Bewegung zu werden“.

Das methodische Verfahren beruht auf dem Prinzip der kalkulierten Nachahmung. Delius schreibt zwar aus der Perspektive führender Siemens-Männer, aber er läßt keinen Zweifel daran, daß diese Perspektive das Produkt seiner eigenen Darstellung ist. Gezielte Abweichungen vom möglichen Originalton eines bestellten Festredners und die durchgehende Konfrontation von rhetorischem Pathos und realer, durch historisches Material belegter Konzernpraxis ergeben jene Brüche, an denen jeder Leser den durchweg satirischen Charakter dieser Festschrift erkennen kann.

Aber die „Kunst, in anderer Leute Köpfe zu denken“ (Brecht), wollte der Siemens-Konzern als Kunst nicht gelten lassen und ging wegen einiger angeblich falscher und ehrenrühriger Stellen vor Gericht. Aber bald hatte sich das Gericht in dem drei Jahre dauernden Prozeß, der bei einem Streitwert von 200 000 DM die Existenz des Rotbuch-Verlages bedrohte, mit der Freiheit der Kunst zu befassen. Das Gericht, in seiner hierin institutionell begründeten Hilflosigkeit, half sich mit einer gewaltsamen Aufspaltung des Kunstwerks in fiktionale und nichtfiktionale Elemente, um letzteren den Schutz des Art. 5, Abs. 3 GG absprechen zu können. 9 Stellen mußten schließlich eingeschwärzt werden, denn: „Satiren müssen richtig sein“.

Theoretisch bedeutet das Urteil das Ende der Dokumentarliteratur. Ein Schriftsteller ist überfordert, wenn er jede aus anderen Quellen richtig zitierte

Einzelheit erst noch beweisen muß, es sei denn, er setzt für eine 100seitige Siemens-Festschrift etwa „10 Jahre“ Arbeitszeit an (Delius). Andererseits hat Delius die spezifischen Wirkungsmöglichkeiten der Dokumentarsatire vorgeführt: einen Konzern mit all seinen Aktivitäten und Personen konkret zu benennen und dem Leser Informationen so zu vermitteln, daß er seinen literarischen Spaß dabei hat. Gelänge es, das Dokumentarische eher in der Darstellung ökonomischer Zusammenhänge als in einem sehr reichhaltigen „Faktenmosaik“ zu integrieren, würden die Texte „juristisch unangreifbarer und literarisch besser“. Delius ist zuversichtlich: „Die Möglichkeiten der List im Literarischen sind noch lange nicht erschöpft“.

Die Fähigkeit zur „List im Literarischen“ setzt den souveränen Umgang mit der Sprache voraus. Darin hat sich Delius schon in seinen ersten Gedichten geübt. „Ich bat um ein Streichholz. / Man gab mir / eine volle Schachtel. / Also / gehe ich umher als / Brandstifter“. Viele Gedichte in „Kerbholz“ (1965) lesen sich wie Versuchsspiele mit Wörtern und Sätzen, ohne daß sie ins Manieristische abgleiten. Gedanken blitzen auf, werden, wie bei Karl Krolow und Günter Eich, hin und her gewendet und in unbekümmerter, trotziger oder grotesk komischer Logik zu Ende gedacht. Doch die Gedichte verdanken sich nicht nur überraschenden Einfällen, sondern Erfahrungen mit der Wirklichkeit ringsum; „Hundefriedhof“, „Rhabarber“, „Barbarossa“ sind Gedichttitel. Wie auf einem Reißbrett skizziert Delius die Anatomie von Gelegenheiten und gewinnt ihnen mit geschickten Zügen verborgene Seiten ab. Er hat im wahrsten Sinne den „Dolch im Gewande“ (Born), immer bereit, sich in der „Tugend des Zersetzens“ (Delius) zu üben. Die Rubrik „Nationales“ zeigt, daß dieser analytische Blick politisch ausgerichtet ist. Er gilt „Deutschland, / Wort, den Vätern erfunden, nicht uns“, einem Deutschland voll „tödlicher Hoffnung“, in dem es sich, immer noch, „rückwärts besser als vorwärts“ (lernt). Die Imperativgestik aus den Warngedichten von Ingeborg Bachmann, Günter Eich und Wolfdietrich Schnurre aufnehmend, macht sich Delius in dem aufkommenden politischen Vater-Sohn-Konflikt zum Sprecher der kritischen Söhne.

Aufkündigung des Einverständnisses ist das durchgehende Thema, unter dem sich die Politisierung der Lyrik nach 1965 vollzieht. „Brandt: es ist aus. Wir machen nicht mehr mit“, schreibt Delius in dem Gedicht „Abschied an Willy“ kurz nach der Bildung der Großen Koalition 1966. Der Ton wird nun, in „Wenn wir, bei Rot“ (1969), aggressiver, selbstbewußter, denn hinter dem „Wir“ steht eine breite Oppositionsbewegung, deren Anhänger „lang genug gelernt“ haben, „wie man am zierlichsten / Die Schnauze hält in verschiedenen Sprachen, / Aber nie, wie man sie, ganz gezielt, aufreißt“. Delius beteiligt sich mit seinen Gedichten an diesem Selbstfindungsprozeß der jungen, kritischen Generation und nutzt dabei, mit Brecht als Vorbild, die Möglichkeiten und Formen der lyrischen Didaktik (Politische Balladen, Parabeln, Parodien, parolenartige Sprüche etc.). Doch nirgends schlägt das kämpferische Moment, das als durchgehende Geste die Gedichte trägt, in selbstgefälligen Heroismus um. Ironischer Selbstkommentar und reflektierende Auseinandersetzung mit der tatsächlichen Stärke des neuen oppositionellen Wir machen die aufbrechenden Hoffnungen – „wir wagen plötzlich, Sätze ins Futur zu setzen“ – erst glaubwürdig. „Wo Kritik ... ohne Reflexion, ohne Selbstkritik, ohne Risiko, aber dafür mit Gitarre und Chor im Hintergrund geübt wird, ist sie Opium“ (Delius). Das Mißtrauen gegen Versöhnung, wo Widersprüche auszuhalten wären, wird körperlich bis in die Syntax. Der Aufforderung „leg mal los, kräftig atmen, nicht / an Gedanken hängen bleiben... / ein langes Gedicht, will ich mal

/ sehen von dir, Delius“ kann dieser nur entgegnen: „Maier, so nicht, nicht so“ („Verlegenheitsgedicht“). Die überwachte Kritik dieses Autors läßt ‚lange Gedichte‘ wie aus einem Guß nicht zu. Sie unterbricht die Sätze, wo ein entspanntes, beruhigendes Verströmen dem Leser die Anstrengung des Begriffs abnehmen könnte.

In seinem nächsten Gedichtband „Ein Bankier auf der Flucht“ (1975) werden die Gedichte länger und die Selbstbefragung radikalisiert. Das hat nicht nur mit der Konsequenz zu tun, mit der Delius immer wieder neu über seinen Standort ins Klare kommen möchte, sondern verstärkt mit der veränderten politischen Situation, in der sich das oppositionelle Wir und das in ihm sich definierende Ich in den 70er Jahren befinden. Sah sich das Ich innerhalb der Protestbewegung schon mal „alleingelassen mit / Fremdwörtern wie Solidarität“, so ist es nach dem historischen Scheitern der politischen Hoffnungen der sechziger Jahre noch mehr auf sich zurückgeworfen und gezwungen, den verbliebenen Erfahrungs- und Erlebnisspielraum abzutasten. Die Konzentration auf sich selbst führt aber zu keiner Verkümmern von Erfahrung, sondern erschließt bisher wenig beachtete Räume des Innen- und Alltagslebens. Wir erleben eine „Junge Frau im Antiquitätenladen“, wie sie es gerade noch schafft, der Verführung des Antiquitätenhändlers, in dessen sterile Behaglichkeit sich die Genossin geflüchtet hatte, zu widerstehen und „die Tür von außen“ zuzumachen. Mit einem alternden Stones-Fan stöbern wir in einem Diskshop herum, Erinnerungen an die Stones im Hyde-park „damals“ kommen hoch, die Grundstimmung in den assoziativen Bewußtseinsströmen des über 30jährigen wird zunehmend trauriger, um wiederum in der Schlußzeile aufgefangen zu werden: „Vergangenheit ist Vergangenheit – / und nicht vorbei“. Viele von uns machen inzwischen die Tür von innen zu, weil sie zur Vergangenheit der sechziger Jahre, die sie noch erlebt und gestaltet haben, ein nur noch museales Verhältnis haben und die politische Situation der Gegenwart sie vollends mutlos macht.

Gegen diese resignative Haltung schreibt Delius an, ohne Bekenntnis oder Programme vorzuzeigen. Woher nimmt der „freie Mitarbeiter der Klassenkämpfe“ die Kraft zum Weitermachen? Zum einen aus der Überzeugung, daß einmal gemachte Erfahrungen nicht einfach abgelegt werden können, sondern neue Erfahrungen vorprägen. Die Schwäche der Linken ist für Delius immer auch Anlaß, sie über die Selbstanalyse hinaus durch offensive Kritik zu stärken (z.B. in Form politischer Moritate). Doch Poesie als Kritik muß in Delius' Band umfassender begriffen werden, als Angriff und als Vorgriff. Die „Reisebilder“ im Schlußteil sind utopische Gegenbilder zum Bestehenden, ohne dieses je aus den Augen zu verlieren. Fliegen wird zum Topos, aber nie führt der Flug in unendliche Fernen. Der „Traum von China“ muß einen „deutschen Mischwald“ verarbeiten, und das Spielerische der Sprache selbst, das in der irritierenden Aufhebung platter Logik ein utopisches Moment enthält, reibt sich an eben dieser Logik.

„Ein Bankier auf der Flucht“, mittlerweile in mehreren Auflagen erschienen, ist das Zeugnis einer gelungenen Synthese: Privates und Politisches, Ich und Wir, Agitation und Reflektion, Kritik und Selbstkritik, Wirklichkeitsnähe und Utopisches durchdringen sich so, daß die Konturen der jeweils zu vermittelnden Pole erhalten bleiben oder sich wechselseitig erzeugen. Diese Fähigkeit zur Synthese beruht auf einer anderen: die Realität auszuhalten, ohne sich an sie auszuliefern.

In seinem ersten Roman „Ein Held der inneren Sicherheit“ (1981) hat Delius die Kunst, in anderer Leute Köpfe zu denken, weniger zur demonstrativen Bloßstellung derer benutzt, aus deren Köpfe er denkt und schreibt. Er stellt sie nicht in bissiger Satire an den Pranger, sondern er stellt sie zunächst einmal vor in ihren Ängsten und Träumen, ihren Wünschen, Niederlagen und Verwundungen. – Alfred Büttinger ist Chef des Verbandes der Menschenführer, wie die Industriellen hier heißen. Ein Mann von Format und „Meister in jeder Situation“. In der Rehabilitation der positiv erlebten Leistungsidee sieht Büttinger die einzige Chance, dem Sinnzerfall zu begegnen und die Menschen zu sich und wieder zueinander finden zu lassen. Sein Leben ist ein einziger Feldzug gegen die Selbstgefälligkeit besonders in den eigenen Reihen der Menschenführer, unermüdlich sieht man ihn am Werk der moralischen Aufrüstung, verständig, humorvoll, überzeugend – freilich auch darin, die NS-Vergangenheit und die brutalen Züge eines Menschenführerchefs in dynamischer Freundlichkeit zu verharmlosen.

Dieser Büttinger ist, als der Roman einsetzt, entführt. Und in dem Maße, wie sich für die nun führerlosen Menschenführer der Fall Büttinger nach einer geheuchelten Trauer geschäftsmäßig erledigt, kommt das prominenteste Opfer des Entführungsfalles Büttinger zum Vorschein: Büttingers Chefdenker Roland Diehl, aus dessen Sicht der Roman geschrieben ist. Diehl, zuständig für die rhetorischen Vorgaben von Büttingers Ermutigungsgeschäft, stand ganz im Schatten seines Gönners, der ihn beschützte, ihn aber auch in der traumatischen Position Nr.2 gefangen hielt, über die er bislang nie hinausgekommen ist, sei es als 1000-Meter-Läufer oder als Rallyefahrer. Das ungewisse Schicksal seines Vorgesetzten läßt die Wunden aufbrechen, mit denen Diehl seine Aufstiege bezahlen mußte. Denn als er schließlich oben ist, ist er ruiniert und nach dem Entzug von Büttingers Nestwärme am Rand einer Existenzkrise. Immer wieder versucht er – in seinen (Tag)Träumen oder in seinem BMW – der Selbstkonfrontation zu entkommen, um doch wieder in die Arme seines allmächtigen Übervaters Büttinger getrieben zu werden. Doch Roland Diehl, ab- und aufstiegsgewohnt, ist schließlich „kein Gefühlsheini“. In einer fiebrigen Samstagnacht findet der dramatische Endkampf zwischen David und Goliath statt: der mächtige Menschenführerchef wird zum „Waldschrat“ herabgeträumt, während sich Diehl zum „Held der Nation“ erhebt. Der „kühle Takt der inneren Sicherheit“ ist wiedergefunden; die Menschenführer, die ihren Büttinger längst begraben haben, machen den Verspäteten zum Abteilungschef – Diehl ist „endlich Vorgesetzter“.

Delius hat weder einen Tatsachenroman zur Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Schleyer noch einen Roman über politischen Terrorismus geschrieben. Der ‚deutsche Herbst 1977‘ mit seiner Sympathisantenjagd und seinen Verdächtigungspsychosen wird ganz unspektakulär in die innerbetriebliche bzw. innerpsychische Perspektive Diehls zurückgenommen. Damit gibt Delius der politischen Aussage seines Romans ein psychologisches Fundament. An Diehl werden Strukturen und Folgen des kollektiv wirksamen Übervatersyndroms sichtbar, das individuelle Entfaltungen und humane Gesinnungen nur zuläßt, um sie nachhaltig auszurotten.

„1984“ und kein Ende? – Das Schlußbild zeigt die Menschenführer in ihrem bomben- und frischluftsicheren Betonbunker, wie sie streit- und tablettensüchtig auf das Ende ihrer Herrschaft hinregieren.

„Ein Held der inneren Sicherheit“ ist als Handbuch für eindeutige politische Lektionen ungeeignet. Es ist kein mitreißendes Buch: es erzeugt immer neu die Distanz und fordert als Dauerhaltung die Reflexion, sie zu überwinden. Dieser Austausch, durch das befremdliche Heldenduo Diehl-Büttinger schon vorentschieden, wird vom „kühlen Takt der Sicherheit“ der Sprache in Gang gehalten auch dort, wo Diehl von innerer Sicherheit nur träumen kann. Nirgends kommt Delius in sprachliche Verlegenheit. Souverän setzt er den Fachjargon für Betriebs- und Menschenführung ein, kalkuliert Diehls traumatische Exzesse und dosiert augenzwinkernd seine ironischen Zugaben, um seine Helden nicht zu blutleeren Demonstrationsfiguren herabzuwürdigen.

Nach deren ruhmlosem Abgang geht die Regie an den eigentlichen Romanhelden über: den Autor, der den Machtbereich der Literatur gegen die Machtansprüche der Menschenführer zu verteidigen weiß. Der Spezialist für Angriff und Verteidigung hat einen weiteren, beachtlichen Punktsieg im Kampf um die Freiheit der Kunst errungen.

Der Titel des folgenden Gedichtbandes, „Die unsichtbaren Blitze“ (1981), verheißt nichts Gutes. Der Blick des Poeten hat sich verdüstert. Katastrophenmeldungen nehmen zu, Bilder des Entsetzens breiten sich aus, die menschlichen Handlungsspielräume werden zusammengeschnürt – Symptome, die als entscheidende Veränderungen gegenüber den früheren Gedichten gelten können.

Der Schrecken hat viele Gesichter: „Gorleben undsofort“; die Ausbeutung der Dritten Welt; der „Rheinfisch“, der, in sauberes Wasser gebracht, schreit „Salze und Cadmium für meine / Kiemen! Hilfe! Blei her oder ich sterbe! / Und kriecht am Schock!“; „es riecht nach Krieg“, der vom Fernsehen live in die „Bunker“ übertragen wird. Überhaupt ist die Kamera oft mit dabei, das Auge des neuen Gottes, das das morbide Treiben der Menschen überwacht. Der Mensch, so scheint es, inszeniert in einem surrealistisch wirkenden Begräbnisritual seinen Abgang als Subjekt der Geschichte. An seine Stelle tritt die von ihm geschändete Natur, „Wasser drückt auf die schußsicheren Scheiben“, „das letzte Gefecht mit den fleischfressenden Pflanzen“ steht bevor.

Ist es „zu spät zum Kämpfen“, wie der Clown im Fernsehen „kräht“? Hat der „freie Mitarbeiter der Klassenkämpfe“ seine Mitarbeit eingestellt? – Der Klassenkampf scheint vom Überlebenskampf abgelöst. „Cuba“, „China“, „Mozambique“, Signalworte der Hoffnung aus dem letztem Gedichtband, sind gestrichen, das „Venceremos“ verstummt, die „Genossen“ kaum mehr auffindbar. Stattdessen: Einsichten und Aussichten, die mutlos machen. Dem „Kälteschock nach der Geburt“ folgt der „Kälteschock nach dem Tod“. Politisch ist diesen schicksalhaft erscheinenden Niederlagen kaum noch beizukommen. Also versucht der Autor es literarisch. In der „Ode an die Flugzeugträger“, einer gelungenen Großform des Gedichts, mobilisiert er alle magischen und mythischen Reserven der Poesie und „verflucht“ und „versenkt“ – „in dieser Minute auf dieser Seite auf diesem Blatt“ – den Flugzeugträger „mit Worten“, „im Meer des Gedichts“. Dieser poetische Sabotageakt, der in seinem Heroismus ins Lächerliche umkippt, belichtet drastisch die Ohnmacht, in die der Dichter von der Übermacht gigantischer Zerstörungssysteme getrieben wurde. Und doch, scheint mir, ist „irreparable Hoffnungslosigkeit“ (W.F. Schoeller) nicht die letzte Botschaft dieser Gedichte.

Zwar steht Delius mit dem Rücken zur Wand, doch diese Haltung gibt dem Dialektiker auch Halt – standhaft hat sich Delius ja schon immer gezeigt.

Mit Trotz und bissig bitterer Ironie hält er den apokalyptischen Visionen seine „Noch“-Sätze entgegen: „Mein Blut hat Farbe noch“; „Freut euch, es ist das Wörtchen Trotzdem, das die Welt / Noch einige Tage zusammenhält“. – Dieser Gedichtband zeigt erneut, wie Delius darum bemüht ist, seine Wahrhaftigkeit zu behaupten und zu beglaubigen. Erstaunlich, wie zäh und hartnäckig er trotz der geschrumpften linken Hoffnungen auf alte Überzeugungen pocht und argwöhnisch darauf achtet, daß sie nicht im Strom modisch subjektiver Bekenntnislust untergehen.

Dieses anstrengende Ausharren in weitgehend isolierter Verteidigungsposition hat in der Sprache tiefe Spuren hinterlassen. Wie der Autor stellt auch sie sich quer, sie ist spröder, widerborstiger, karger geworden. Oft wirken die Sätze umständlich verhakt, Staus und Stockungen lassen gefällige Satzmelodien und lockere Verbindlichkeitsgesten selten aufkommen. „Ganz neue Sprachen des Stöhnens müßten erforscht werden“, heißt es in „Panik für Deutschland“. Doch das Stöhnen wird abgefangen in einem überwiegend diskursiven Stil. Begriffscollagen, groteske Reihungen, paradoxe und parodistische Wendungen treiben die sperrige Argumentation, mit der der Autor der verkehrten Welt beizukommen sucht, voran. Zu hohe Erwartungen – „Nimm uns die Angst!“, „Wo bleibt dein Beitrag gegen / die Großindustrie?“ – weist er ab und bittet: „laßt mir mein bißchen Humor!“

Neben der Wut ist es dieser Humor, der verhindert, daß die „unsichtbaren Blitze“ nicht nur vernichten, sondern auch erhellen. Momenthaft leuchtet eine neue, ungewohnte Zuversicht auf, die Zuversicht des Herzens. In einem überraschenden Liebesgedicht („Fähre Schenkenschanz“) reimt sich „Glück“ auf „Augenblick“. Und das Gedicht „Mit ernstem Blick“, in dem sich Delius als gereifter Betrachter zu erkennen gibt, beginnt und endet mit dem Zitat-Paar:

Die Wanderjahre sind nun angetreten
(...)
Ins eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Auch in seinem zweiten Roman, „Adenauerplatz“ (1984), läßt Delius wiederum einen ‚Helden‘ zweiter Klasse agieren bzw. reagieren, der sich nach mühsamen Runden einen fragwürdigen Sieg erkämpft. Doch während der Sieg von Chefdenker Diehl („Ein Held der inneren Sicherheit“) über seinen mächtigen, aber toten Vorgesetzten nur eine Frage der Zeit sein konnte, hat es Felipe Gerlach mit der ungleich stärkeren Macht der politischen Moral zu tun, einer Bürde, die seine Bewegungen dämpft und ihm die Kraft nimmt, den vorgegebenen Handlungsraum zu durchbrechen.

Felipe ist Wachmann bei einer Wach- und Schließgesellschaft, die ihn jede Nacht auf einen Kontrollgang rund um den Adenauerplatz schickt, ein trostloses Beton- und Geschäftszentrum einer namenlosen bundesdeutschen Großstadt. Der moderne Nachtwächter prüft Schlösser, inspiziert Auslagen und Hinterhöfe, mustert die Nachtmenschen und meldet Verdächtiges an die Zentrale. Ordnungsgemäß absolviert der Routinier seine Pflichtübungen, die ihm genügend Zeit lassen, um den Wächtersblick auch nach innen zu kehren – auf die folgenschwere Lebensgeschichte des deutschstämmigen Exilchilenen

Felipe Gerlach Hernandez. Der Bruch mit seinem halbfeudalen Familien-Clan in Chile vollzieht sich schon in der Kindheit, als Felipe mit den verarmten Landarbeitern mitempfindet. Nachdem er in Allendes sozialistischer Regierung als Landreformer gearbeitet hat und von dessen Mördern in die Bundesrepublik abgeschoben worden ist, macht sich der bald promovierte Agrarwissenschaftler als ‚Zucker-Gerlach‘ einen Namen. Doch sein „Bonus als politischer Flüchtling“ ist bald verbraucht, zumal seine Befunde über die wahren Ausbeutungsprozesse im internationalen Zuckergeschäft selbst seine liberalen akademischen Gönner verschrecken – der heimatlose Felipe wird arbeitslos und nimmt einen Job als Hilfswachmann an.

Der siebenstündige Nachtgang Felipes durch das gespenstische Umsatzzentrum dient dem Leser zugleich als Orientierungslicht im weitverzweigten Romangeschehen. Denn von der Lebensgeschichte Felipes, die in sich überlagernden Rückblenden erzählend und reflektierend eingeholt wird, schwenkt der Autor seine Kamera periodisch hinüber in einen anderen Stadtteil zu Felipes Freundin Anke, deren Gedanken vor allem um Felipe und die Zukunft ihrer Liebe kreisen; von dort weiter zum „Abschreibungsfürsten“ und „Steuerschwindler“ Ellerbrok, der der deutschen Geldbourgeoisie indianerfreies, rinderhaltiges Land in Südamerika verschafft; schließlich zu Felipes Gesinnungsfreunden aus der Lateinamerika-Gruppe, die in dieser Nacht in Felipes Revier und mit dessen Einverständnis einen Einbruch bei Ellerbrok planen, um seine Geschäftspraktiken aufdecken zu können.

Felipes Lebensgeschichte und Ellerbroks „Rindersparkasse“ – auf diesem Hintergrund entfaltet Delius die Geschichte der Ausbeutung eines ganzen Kontinents. Die erzählte Romanzeit von sieben Stunden bringt das endlose Leiden von Generationen ausgebeuteter Völker an den Tag. Die Welt, insbesondere die in den „Fenstergräbern“ schlummernde Warenwelt, ist wie magisch aufgeladen von den Verbrechen, durch die sie geschaffen wurde. Der Kaffee – „gewaschen, bis er keine Spur mehr von dem Blut zeigte, das an ihm klebt, geröstet, bis der Verwesungsgeruch verdrängt war, und verpackt, bis er endlich glänzte in goldenen Tüten in den Regalen“. So verwandelt sich der „Adenauerplatz“, fahles Gütezeichen industrieller Produktion und großstädtischer Lebensform, in einen „Friedhof“ für die Dritte Welt, und Felipes Nachtwache zum Schutz des Reichtums wird zur Mahnwache für die in ihrem Existenzkampf Gefallenen.

Hinter dieser politischen eröffnet sich eine tiefere, eher philosophisch-poetologische Bedeutungsschicht des Romans: die Frage der Rekonstruierbarkeit von Ereignissen, von Geschichte und Wahrheit überhaupt. Rekonstruktion: diese Absicht wird sichtbar sowohl in der kühnen Konstruktion des Romans – der rigorosen Bündelung divergierender Geschichten – als auch in den verschiedenen Variationen des Kamera-Motivs; die Kamera als „letzter Versuch, die Welt zusammenzuhalten“ und „der Wahrheit auf die Schliche“ zu kommen.

„Mogadischu Fensterplatz“ (1987) führt die Romane thematisch und konzeptionell fort. Der ‚Deutsche Herbst 1977‘ wird in der Erinnerungsperspektive der dreißigjährigen Biologin Andrea Boländer aufgerollt, die als Touristin in jener Lufthansa-Maschine saß, die palästinensische Terroristen entführten, um die „Baader-Leute“ freizupressen. Statt einen Antrag auf Entschädigung auszufüllen, vergegenwärtigt sie das fünftägige Martyrium in einem atemberaubenden Leidensprotokoll.

Schockierend anschaulich und minutiös läßt uns Delius über sein Medium die physischen und psychischen Qualen wie auch die tagträumerischen Fluchtversuche aus der höllischen Hitze miterleben. Doch in dem Maße, wie die Aussichten auf Rettung schwinden, kommt die politisch eher uninteressierte Naturwissenschaftlerin zu Einsichten über die Genealogie des Terrors, während sie den dozierenden Verlautbarungen des Entführers über die historisch-politischen Querverbindungen zwischen Deutschen, Israelis und Palästinensern folgt. So schälen sich aus dem spannenden Thriller mehr und mehr die Konturen eines politischen Bildungsromans hervor, dessen halluzinatorisches Schlußbild die Einsicht vermittelt, daß jeder ein Faustpfand im Machtkalkül der Staatsraison werden kann.

Während Delius mit „Mogadischu Fensterplatz“ eine beachtliche Neuerung seiner Romanprosa geglückt ist – die funktionale Integration von Spannung und Erhellung, von Unterhaltung und Aufklärung –, setzt er mit „Einige Argumente zur Entlastung der Gemüseesser... Eine Denkschrift“ (1985) und „Konservativ in 30 Tagen. Ein Hand- und Wörterbuch Frankfurter Allgemeinplätze“ (1988) seine bewährte Kunst der politischen Aufklärungssatire in zwei interessanten Varianten fort. Die „Denkschrift“ entstammt der Feder eines pensionierten deutschen EG-Beamten und enthält das Konzept einer „neuen humanen Hungerpolitik“ gegenüber der Dritten Welt: Der Hunger ist langfristig nur durch die Abschaffung der Hungernden abzuschaffen, die ihrerseits nur durch eine massive Schaffung des Hungers abzuschaffen sind. Was der Autor seinem treudeutschen Pensionär an mörderischen Kombinationen und himmelschreiender Polit-Logik ins Manuskript diktiert, läßt einem, da die satirische Überzeichnung so viel an faktischer Wahrheit enthält, den Atem stocken.

In „Konservativ in 30 Tagen...“ setzt der Satiriker verstärkt auf die Selbstentlarvung des authentischen Zitats. Die einjährige Lektüre der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ – „Katalysator“ konservativen Denkens – lieferte dem „Herausgeber“ einen ergiebigen Fundus für einen „Extrakt“ konservativen Geistes. Die 30 Themenbereiche werden nach Informations- und Anleitungssequenzen didaktisch systematisiert und mit „Merksätzen“ abgeschlossen. Die spezifisch satirische Raffinesse dieser immensen Fleißarbeit erschöpft sich nicht in der üblichen Bloßstellung des Gegners – hintergründig hat sie die kritische Selbstprüfung derer im Sinn, die sich gegen konservatives Denken gefeit wähnen.

Mit dem Band „Japanische Rolltreppen. Tanka-Gedichte“ (1989) meldete sich nach achtjähriger Pause der Lyriker wieder zu Wort; mit einem poetischen Werk, das seine Entstehung einer Japan-Reise verdankt, auf der Delius das japanische Tanka-Gedicht kennengelernt und studiert hat. Zwar hat er das strenge Reglement dieser traditionsreichen Lyrikform geliehen (fünf Zeilen à 5–7–5–7–7 Silben), jedoch das Genre nicht kopiert, sondern nach eigenen Vorgaben und Sehweisen neu geschrieben. Ein wahrscheinlich an Hiroshima erinnerndes Gedicht heißt:

Hellrot zitternde
Botschaften der Reklamen,
gespiegelt im Fluß.
Schöner Schwung der Brücken. Noch
Fragen an die Bombenstadt?

Die dialektische Pointe der Schlußfrage mag andeuten, wie Delius, im Rückgriff auf seine eigene lyrische Handschrift, dem Tanka-Modell seine spezifische Färbung gegeben hat. Doch das Absichts- und Bedeutungsvolle, der arrangierte Widerspruch nimmt dabei didaktisch nicht überhand, sondern fügt sich spielerisch der vorgegebenen Form, mit der sich, so der Autor im Nachwort, „das Flüchtige (...) viel lockerer festhalten (ließ), als ich erwartet hatte“. Läßt man sich auf das Stetige und Flüchtige, auf das beruhigende Tempo der japanischen Rolltreppen ein, dann spürt man etwas vom ursprünglichen Zauber der Poesie als Spiel mit Worten, Gesten und Gedanken.

Die Erzählung „Die Birnen von Ribbeck“ (1991) ist Delius' literarischer Beitrag zur deutschen Einigung. Was da in einem einzigen Satz über 70 Seiten hin aufgerollt wird, ist eine Geschichtsstunde der seltenen Art: Geschichte von unten, vor Ort erlebt in dem Bauernhof Ribbeck im Havelland, berühmt durch Fontanes Ballade über den edelmütigen Herrn von Ribbeck, dem der Sage nach ein Birnbaum aus dem Grab gewachsen ist. Dieser Baum, 1911 von einem Unwetter zerstört, wird nun – das ist Ausgangspunkt und Handlungskern der Erzählung – im Jahre 1990 nach dem Fall der Mauer neu gepflanzt: von Westdeutschen, die mit Bier und Birnenschnaps „anrückten“ und „durch unsere Gärten“ latschen „wie Besatzer“. Die Sprache des Ribbecker Chronisten verrät die Schattenseiten des frohen Vereinigungsfests, das von den Bewohnern als neuerlicher Akt der Vereinnahmung, erst durch Ribbecker und **Nazis**, dann durch **Sozis** und **Wessis**, erlebt wird. Mit diesem Prosaexperiment eines Endlos-Satzes, der die Kontinuität von Unterdrückung formal ebenso abbilden möchte wie das zähe Aufbegehren gegen sie, läßt Delius Geschichte und Zeitgeschichte aus Ribbecker Sicht Revue passieren und beleuchtet dabei jene deutsch-deutschen Vereinigungswunden, die in der Folgezeit eher noch vertieft als geheilt wurden.

Mit „Himmelfahrt eines Staatsfeindes“ (1992) hat Delius nach „Ein Held der inneren Sicherheit“ und „Mogadischu Fensterplatz“ seinen dritten Roman zum deutschen Herbst 1977 vorgelegt. Erfundenes und Zitiertes, Masken und Gesichter, Tiraden von obsessiver Rhetorik und authentische Stimmen des Herzens versammeln sich zu einer breiten epischen Polyphonie. Dabei ist der Romankern rasch erzählt: Die drei führenden RAF-Terroristen werden beerdigt. Aber nicht verstohlen in Stuttgart, sondern in einer volksfestartigen nationalen Versöhnungsfeier in der BKA-Stadt Wiesbaden, die in einen riesigen Kirmes-Platz verwandelt ist. Delius hat also in bewährter Manier die Geschichte listig gegen den Strich geschrieben und die dokumentarisch aufbereiteten Ereignisse auf den Kopf gestellt. Warum? – „Um durch das Verfremden dieses Dokumentarischen, durch die große Umkehrung mehr von der Wahrheit hervorzukitzeln als das, was bisher in den ganz fleißigen Sachbüchern überall stand.“ (Delius) Diese ‚Verfälschung‘ entfaltet sich in vier Erzählsträngen, die hinter die von Blasmusik zugebrüllten Tabuzonen dieses „größten Aschermittwochs aller Zeiten“ vorzustößen versuchen: Ein Professor stellt mit 319 Fragen die offizielle Selbstmordtheorie der Margarete Falcke (Ulrike Meinhof) in Frage; das Tonbandprotokoll einer auf dem Absprung befindlichen Sympathisantin legt die imperiale Binnenstruktur der RAF-Kampftruppe offen; mit den Monitoren des BKA-Chefs Schäfer überblicken wir das große Ganze; doch die besten Aussichten hat zweifellos der wahre Held des Romans: die Seele Sigurd Nagels (Andreas Baader), der Delius auf ihrem Weg zwischen Himmel und Hölle die Schonfrist von ein paar „Sekundenstunden“ gewährt, ein Privileg, das diese zu einem redseligen Kommentar des vergangenen und

momentanen Geschehens nutzt. In der Balance dieser Perspektiven schälen sich zum Ende hin die Konturen eines seltsamen Duells zwischen Schäfer und Nagel heraus. Der Zungenkuß, in dem beide schließlich momentan verschmelzen, mag Kongruenzen zwischen Staat und Terrorismus andeuten; Delius' Interesse scheint aber eher der Person des BKA-Chefs zu gelten, der mehr ist als nur eine satirisch präparierte Stimme im Chor der Kommentare. Wenn dieser Mann, „von der Welt kaltgestellt trotz seiner Allmacht“, in seiner menschenfernen Bunkerwohnung seine einsamen Junggesellenabende mit Gedichten, Goya-Gemälden und lebensphilosophischen Betrachtungen verbringt, dann schimmern durch die vordergründig grotesken Szenerien auch verhalten tragische, melancholische Züge hindurch, etwas von der Vergeblichkeit allen menschlichen Tuns.

In dem Band „Selbstporträt mit Luftbrücke“ (1993) hat Delius eine Auswahl aus seinen fünf Gedichtbänden, ergänzt um einige neue Texte, vorgelegt. Beachtenswert an diesem Auswahlband, der gerade deswegen als authentisches „Selbstporträt“ gelten darf, ist, daß Delius auch solche Texte aufgenommen hat, denen er im nachhinein kritisch gegenübersteht („zu vordergründig und selbstgewiß“; „manchmal recht platt vorgetragen“). Doch als einen „Widerruf“, so ein Rezensionstitel, lassen sich die selbstkritischen Passagen des Nachworts, die sich auf „einige Zeilen und Formulierungen“ in den Gedichten aus den aktivistischen siebziger Jahren beschränken, nicht lesen. Der sortierende Blick zurück jedenfalls hat den Blick nach vorne nicht ganz verstellt, wie die neuen Gedichte am Schluß des Bandes andeuten. Zwar wird es immer schwieriger, „auf dem Parcours der Täuschungen“, unter den „sechs Milliarden Ichs“ das eigene Ich überhaupt noch wahrzunehmen und zu behaupten. Doch zum Dennoch, zum Sich-bemerkbar-Machen und Bemerkbar-Bleiben gibt es, für Delius, keine Alternative.

Der Titel der Erzählung „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“ (1994) kündigt in seinem ironischen Unterton von einem Mehrfach-Sieg. Mit dem 3:2 über Ungarn hatte die deutsche Fußballelf 1954 nicht nur den Weltmeistertitel, sondern der moralisch und politisch angeschlagenen Nation auch jenes „Wir-sind-wieder-wer“-Gefühl erspielt, das trotz der Nazi-Vergangenheit zwar längst gereift, aber noch nicht reif zur öffentlichen Präsentation schien. Mit dieser Reserve war es nun, nach jenem 4. Juli 1954, vorbei; jenem Tag, an dem auch der kleine Friedrich Christian Delius sich insgeheim zum großen Sieg emportragen ließ. Kampfplatz ist das evangelische Pfarrhaus, Gegner des elfjährigen Pfarrersohnes ist sein wortgewaltiger Vater, Stellvertreter der Allmächtigen, dessen gebieterisches ‚Du sollst‘ sich jeder Lebensäußerung bemächtigt und ihr den bleiernen Odem Gottes einbläst. Was sich in der minutiösen Beschreibung eines sonntäglichen Familienrituals abspielt, dürfte wie eine wohltuende Erlösung gewirkt haben: für den Elfjährigen, der die legendäre Rundfunkübertragung zur heimlichen Flucht vor den allgegenwärtigen „Gottesfallen“ benutzt; für den Autor des Jahres 1994, der mit dieser Erzählung aus sich herausgekommen ist und sich einen längst überfälligen Kloß von der Seele geschrieben hat.

Delius mobilisiert eine Gewaltmetaphorik, um die hausgemachte Krankheit seiner Kindheit – Stocken, Stottern, Erröten, Flechten, Schuppen, „an der Sprache würgend, verfangen in Schuldgefühlen“ – zu illustrieren. Und so beginnt auch die Erzählung, beginnt der siegreiche Tag mit einem furiosen Überfall: Die Kirchenglocken „schlugen mich wach“, „zerhackten“, „prügelten“,

„hämmerten“, „rissen das blasse Gesicht fort“ zum „Geleetrübsinn“ des Frühstücks, wo der Junge angesichts der Kaba-Dose von Plantagen und Lebensmitteln träumt, „die nicht von Gottes Gnade vergiftet waren“.

Immer wieder unterbricht Delius die Darstellung des Sonntagszeremoniells, um durch Erinnerungssplitter, Assoziationen, Reflexionen und parabelhafte Einschübe das Übertatersyndrom von Unterwerfung und Anbetung, von Verstoßung und Geborgenheit zu veranschaulichen.

Ausgerechnet im Studierzimmer seines Vaters, wo der kleine Delius der Endspielübertragung lauschen darf, blitzt für den Moment von zwei Stunden der „Schimmer eines Auswegs“ aus dem „Vaterkäfig“ auf. Staunend läßt er sich von einem anderen Wortgewaltigen, dem Reporter Herbert Zimmermann, aus dem Reich des christlichen „Foltergottes“ in das Reich des „Fußballgottes“ entführen, in dem all das erlaubt schien, was in seinem bisherigen „verschuppten, verstotterten Leben“ unter Gottvaters Strafe stand: Übermut, Jubel, Siegergefühle („ich war Liebrich“) statt Demut, Sprachnot, Versagergefühle.

Delius ist es gelungen, Zeitkolorit und Autobiografisches, die Kindes- und die – freilich dominierende – Erwachsenenperspektive zu einer novellistischen Synthese zu bringen, die auf eine mit vielen ironischen Brechungen versehene, eine vorläufige Befreiung also, zuläuft.

Mit der novellistisch angelegten Erzählung „Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus“ (1995) richtet Delius seinen dokumentarisch geschulten Blick auf die Besonderheiten und Befindlichkeiten der Vorwende-Zeit und liefert mit diesem rückblickenden Vorausblick auf das Ende der DDR die Vorgeschichte von „Die Birnen von Ribbek“ nach. Die Spur zu dieser Geschichte, wie sie das Leben schrieb, führte den Chronisten Delius über einen Zeitungsbericht zu dem Rostocker Kellner Paul Gompitz (realiter: Klaus Müller), der, so kleistisch hebt die Erzählung an, „in der Mitte seines Lebens, im Sommer 1981, beschließt (...), nach Syrakus auf der Insel Sizilien zu reisen“. Die Kohlhaas'sche Konfrontation scheint unausweichlich in einem Staat, der seine Existenz nicht zuletzt durch ein rigides Reiseverbot sichert. Doch Gompitz ist nicht Kohlhaas. Die zur fixen Idee verhärtete Italien-Sehnsucht, angestoßen durch die Lektüre von „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ seines Landsmanns Johann Gottfried Seume, treibt ihn nie in den Furor des Unbedachten und Maßlosen. Im Gegenteil, in einer siebenjährigen Absicherungsakrobatik – der „abgestürzte Intellektuelle“ lernt segeln, kauft eine Jolle, schleust Geld und Briefe in den Westen – entwirft er akribisch die Architektur seiner „Bildungs- und Pilgerreise“. An alles hat der clevere Kellner gedacht, vor allem aber daran zurückzukehren; er möchte – und hier ist, zur Freude des Satirikers Delius, die durchgängig wirkende Parodie beziehungsweise objektive Ironie des unerhörten Ereignisses zu sehen – „das Land, um bleiben zu können, einmal (...) verlassen“. Warum? „Ihm fehlt nichts, außer der übrigen Welt“, und in dieser würde er nie heimisch werden, wo er in Hiddensee doch „am schönsten Flecken der Welt“ wohnt. Gompitz, dessen Rückkehrsehnsucht als geheimer Antrieb für die grenzüberschreitende Reiselust die Bewusstseinslage vieler damaliger DDR-Bürger treffen dürfte, ist also kein Republikflüchtling, sondern „DDR-Patriot“, freilich einer, der ein tabuisiertes Individualrecht reklamiert. Nachdem der windige Selbstbehaupter in deutscher Gründlichkeit technisch und moralisch für seinen

emanzipatorischen Coup gewappnet ist, schickt ihn der Erzähler – „na endlich!“ – auf die Reise: von Hiddensee nach Dänemark, durch Westdeutschland, nach Syrakus und über Rom zurück ins DDR-Auffanglager und endlich wieder nach Hause zu seiner Frau, die erst durch Briefe aus der Ferne von seiner Unternehmung erfuhr.

Sieben Jahre Vorbereitung für sechs Wochen Italien – der erzählerische Schwerpunkt liegt zweifellos auf dem ersten Teil der Erzählung, die mit der nächtlichen Landung in Dänemark ihr ‚unerhörtes Ereignis‘ bereits hinter sich hat. Die diversen Reisestationen werden zügig an- und abgefahren, der als kalt empfundene Westen, in dem sich der „Sachse mit Bart“ wie ein „Untermensch“ vorfindet, wird nur als Durchgangsland erlebt; aber auch in Italien, dessen lärmende Hauptstadt er als „Alptraum“ erfährt, hat der Reisende auf Zeit nur selten Muße, wie zum Beispiel in Mantua, wo er sich bei zufällig erlauschten Klängen von Verdi an eine „Rigoletto“-Verfilmung in Dresden erinnert und vor Glück zu weinen beginnt. Sieben Jahre Schwerstarbeit für diese drei Minuten weinerlichen Glücks! Nun ist auch der Erzähler („Die Tränen des Kellners aus Rostock, schön! (...) nach diesen Minuten hat Italien keine Höhepunkte mehr zu bieten.“) daran interessiert, den zunehmend heimwehkranken Ausreißer schnell und sicher in seine Heimat zurückzuleiten. Diese rasche Reise entlang des Kellners Sehnsuchts-Route mag manchen Leser, der mit dem sympathischen Abenteurer dem Tag X entgegengefiebert hat, überraschen, vielleicht auch enttäuschen. Doch Delius wäre nicht der zuverlässige Chronist, wenn er sich über den wahren Zustand und den Wahrheitsanspruch seines Helden hinweg gesetzt hätte. Und wie sehr dieser realiter auf dem Recht seiner Erfahrung bestand, konnte man auf der von Autor Delius und Akteur Klaus Müller gemeinsam veranstalteten Lesereise beobachten, wo in höchst vergnüglicher und lehrreicher Weise über das Erfahrene und Geschriebene konstruktiv gestritten wurde.

Mit der authentischen Dokumentarnovelle über den zwischen Fernweh und Heimweh schwankenden Gelegenheitskellner Paul Gompitz ist Delius ein vielschichtiges, beeindruckendes Stück deutscher Mentalitätsgeschichte der Vorwende-Zeit geglückt.

Mit der Erzählung „Amerikahaus und der Tanz um die Frauen“ (1997) führt Delius die autobiografisch geprägte Emanzipationsprosa, die er mit der Erzählung „Der Tag, an dem ich Weltmeister wurde“ (1995) begonnen hat, fort. Der damals elfjährige Junge heißt nun Martin, der studiert mittlerweile in Berlin Germanistik, schreibt Gedichte, interessiert sich für Politik und sucht die Frauen. In einem Zeitraum von zwei Tagen, den Delius zu einer fein gestrichelten Skizze über den Beginn der Studentenrevolte benutzt, lernt der Leser den jungen Studenten abends am Schreibtisch in seiner Bude, mit Freunden in der Kneipe, in Kontaktversuchen mit Frauen und, Herzstück der Erzählung, auf der ersten Vietnam-Demonstration in Berlin am 5.2.1966 kennen.

Wie leidenschaftlich könnte für den neugierigen Neuling aus der hessischen Provinz das Leben in der pulsierenden Metropole sein – doch der Neuanfang ist belastet mit einem aus der „Weltmeister“-Erzählung bekannten Erbe, dessen lebens- und lustfeindliche Essenz in der animierenden Umgebung Berlins besonders wirksam und von Martin sehr schmerzhaft erfahren wird. Es ist die „Angst vor dem abgewürgten Gott“ in ihm, das „Christengift“, das dem

Sohn im streng protestantischen Pfarrhaus eingeträufelt wurde. Dieses Gift – das wird der junge Student noch weit über die letzten Buchseiten hinaus erfahren müssen – hat eine erstaunliche Langzeit- und Tiefenwirkung. Fatalerweise entfaltet es seine zersetzende Kraft ausgerechnet dort, wo Martins wahre und wilde Interessen liegen: im Umgang mit den Frauen, deren ferner Rätselhaftigkeit er sich mit sündhaft empfundenen Lustphantasien zu nähern sucht. Doch die Wirklichkeit scheint stärker als sein traumhaft-traumatisches Innenleben. Ob er es mit Franziska oder bei Ellen versucht: Immer sieht er sich im „demütigenden Status des ersten Reservisten“, „immer war alles in Ordnung“, das heißt, „es war wie immer aussichtslos“.

Bewegung in Martins stockende, verstottete Existenz kommt, wieder einmal, von außen. Was für den Jungen aus der „Weltmeister“-Erzählung das Erlebnis der Übertragung der Fußballweltmeisterschaft 1954 war, ist für den Studenten die Demonstration vor dem Berliner Amerikahaus: ein Signal zur Befreiung, das er um sich und an sich wahrnimmt. Zwar fühlt er sich, obwohl „mittendrin“ in den ersten Gehversuchen des studentischen Protests, immer noch am „falschen Platz“, aber er ahnt, dass er als Teilnehmer dieser Demonstrations-„Bewegung“ durch die Berliner City auf dem richtigen Weg ist. „Alles war harmlos und friedlich und doch unerhört und eine Auflehnung.“ Dass das Unerhörte, das er mitträgt, im Alltäglichen seinen Platz gefunden und sich gegen die als denunziatorisch empfundenen Presseberichte des Folgetags behauptet hat, ist für Martin der entscheidende Impuls zum Angriff auf seine innere Blockade. Mit dem Inhalt der Farbeier an der Fassade des Amerikahauses – die Martin selbst nie geworfen hätte – scheint endlich der gesellschaftlich erzeugte Impfstoff gegen das allmächtige Christengift gefunden. Vom Gleichschritt der Demonstration geht es ab zum Tanzschritt in Martins Wohnung. Dessen Rhythmus strömt ihm aus den Zeilen eines Gedichtes in den Körper, das er spontan über die Demonstration und eine dort gesichtete unbekannte Schöne verfasst. An diese Unerreichbare schreibt er sich im freien Versmaß heran, ja, die Zeile „schrieb sich selbst“, und schon beginnt er sich „im Rhythmus der Worte mit ihr zu drehen“ – die Kunst erweist ihre kommunikative, visionäre Kraft bereits im *status nascendi* unter dem impulsiven Formwillen des jungen Schriftstellers. Als Martin sich schließlich auf einem Bild mit dem Titel „Tanz um die Frauen“ wie in einer klassischen Erkennungsszene selbst entdeckt, ist der Bann in und über Martin gebrochen. In einem syntaktisch mitreißenden und hemmungslosen Ein- Satz-Tanz inszeniert Delius Martins Abschied vom ewigen Versagen; der Tanz, rhythmische Symbol- und Schlüsselfigur der Erzählung, löst Martins innere Erstarrung, wirbelt ihn mit aus dem Haus hinaus in die Disco zum wahren, wirklichen Tanz um die Frauen und schließlich und endlich zum finalen Erfüllungs- und Erlösungstanz mit der einen Frau, der schwarzhaarigen Rahel – dem über Jahre ersehnten Körper, der frühmorgens im Hotelbett zum Erliegen kommt.

Delius hat, auf der Folie einer orgiastisch ausgerichteten erzählerischen Sehnsuchtsstruktur, den holprig wirkenden Titel in eine kunstvoll komponierte sprachliche, psychische und politische „Befreiungsbewegung“ ausgeschrieben und damit diesen später strapazierten Kampfbegriff an seine leiseren, verletzlischen, subjektiven Anfänge zurückgeführt. Dabei erscheint das arglose „und“ im Titel, der die politische („Amerikahaus“) und private („Tanz um die Frauen“) Sphäre lediglich addiert, wie ein kalkuliertes Ironie-Signal; denn die Erzählung nimmt sich in ihrer Konzentration auf eine personale Perspektive

und einen signifikanten Handlungsausschnitt von 48 Stunden jene Zeit, die ein Autor braucht, um die geheimen Zusammenhänge von Sex und Revolte, von Privatheit und Politik in einer feinsinnig gewebten psychologischen Erkundungs- und Erlösungsprosa offenzulegen.

Erlösung ist ein theologischer Begriff. Doch wenn Martins Erlösung in Form einer *ejaculatio praecox* als Entladung in einer doch leicht enttäuschten, liebeshungrigen Frau stattfindet, dann wird mit dieser ironischen Brechung einer männlichen Siegerpose deutlich, dass es Delius im Umgang mit biblischem Zitatmaterial („Leib“, „Wunden“, „Sünde“, „Erbsünde“) weniger um eine literarisch begriffene Theologie der Befreiung, sondern um eine Befreiung von einer Theologie des Lebens- und Liebesverrats zu tun ist. Diese Befreiung, die im leitmotivisch gestalteten Tanz der Worte und der Körper ihren ästhetischen Ausdruck findet, ist, wieder einmal, eine vorläufige. Man darf gespannt sein, ob Delius sein Projekt, die versteinerten Privatverhältnisse politisch zum Tanzen zu bringen, fortschreibt.

Der Erzählung „Die Flatterzunge“ (1999) liegt ein Vorfall aus dem Jahre 1997 zu Grunde, der Sekunden dauerte und sekundenschnell zur weltweit beachteten Staatsaffäre wurde. Ein Konzertmusiker der Deutschen Oper Berlin unterschrieb während eines Gastspielaufenthalts in Israel in einer Hotelbar in Tel Aviv eine Rechnung mit „Adolf Hitler“. Der Musiker wurde fristlos entlassen und nach Berlin zurückgeschickt, wo er für seine Wiedereinstellung vor Gericht ging. Hier, nachdem das unerhörte Ereignis stattgefunden hat, setzt die Erzählung ein: mit dem endlosen Warten des Musikers Hannes auf seinen Prozesstermin. Diese Wartezeit gibt der Erzählung ihren narrativen Rahmen, den Delius zu einer intensiven und extensiven Selbstbefragung und Selbsterkundung seines Klienten nutzt. Dieser soll – ein Auftrag seines Anwalts – alles zusammentragen, was ihn im bevorstehenden Prozess entlasten könnte. Doch die prozessrelevanten Notizen, die in einem fiktiven Dialog mit einem imaginierten Richter mitgeteilt werden, weiten sich sehr schnell zu einem persönlichen „Tagebuch“ aus: „Herr Richter, ich schreibe schon lange nicht mehr für Sie, für das Gericht. Ich mache diese Notizen nur noch für mich, damit ich ein bißchen Ordnung in den Kopf kriege.“ Dieser Wunsch ist verständlich angesichts der brachialen Unordnung, die mit der grotesken spontanen Tat im Leben des bis dahin unbescholtenen Musikers ausgebrochen ist. Arbeitslos, gemieden von Freunden, verlassen von zwei Frauen, als „Alkoholiker“ bedauert, als „Neonazi“ beschimpft und beklatscht, als „Monster“ gefürchtet, so streunt er durch Berlin, entdeckt – nicht nur auf dem geschichtsträchtigen Potsdamer Platz – plötzlich sein Interesse für Politik, streift durch seine eigene Geschichte mit geschiedener Frau und Jura studierendem Sohn, informiert und sinniert über Freud und Leid eines Posaunisten im hinteren Orchestergraben und kommt – das Zentrum der Erzählung – immer wieder auf jene nächtliche Untat in Israel zurück. Die Frage nach dem Warum erzeugt und zentriert die vagabundierenden Exkursionen; selbst die Tatsache, dass Hannes vor Jahrzehnten den Traumberuf des Trompeters verfehlt und notgedrungen den weniger geschätzten Platz des Posaunisten besetzt hat, lässt sich unter dem Titel ‚Im Leben zu kurz gekommen‘ in die monologische Motivsuche einreihen. Plausibler erscheinen die Hinweise auf den nächtlichen Alkoholkonsum, das unmittelbar vorausgegangene Nein seiner Geliebten und, dies vor allem, auf „die übertriebenen, affektierten Bewegungen des Barmannes“, den er mit der provokativen Signatur der Unachtsamkeit und der „schlampigen Arbeit“

überführen wollte. Und doch, trotz dieses aggressionsfördernden Kontexts – warum ausgerechnet Adolf Hitler? Und dies in Israel? Dazu von einem, der schon von Berufs wegen immer schon schön in der Reihe saß, mit Nazis nie etwas zu tun hatte und für den die unverdächtige Tournee-Devise „Kirchen von außen, Kneipen von innen, Kollegen von weitem“ galt? Es ist eine Frau, die, so spürt der Liebeshungrige, eine klare Antwort zu seinem Fall zur Vorbedingung für ein erotisches Abenteuer macht und die Flatterzunge an ihrem stärksten Schwachpunkt zur Rede stellt und zum Sprechen bringt.

Er habe, so beginnt das häppchenweise über das Buch verteilte Geständnis, „für ein paar Sekunden die Wahrheit gesagt“. Die da lautet: „... steckt nicht in jedem von uns, nicht nur uns Deutschen, der Bruchbruchteil eines Nazis, auch wenn wir noch so demokratisch, noch so prosemitisch, noch so aufgeklärt sind?“ Und irgendwann passiert es eben irgendwem, es ist wie beim „Hustenreiz“ im Konzert – „irgend jemand schreibt seinen Namen da hin, irgendein Adolf in mir schreibt seinen Adolf da hin ...“ In und mit diesem politischen Hustenreizsyndrom wird das reichhaltige diagnostische Potential sichtbar, das Delius in jener nächtlichen Augenblicksidiotie erkannt und für seine assoziativ komponierte Tagebuch-Erzählung fruchtbar gemacht hat. Im Spannungsfeld zwischen Ursache und Wirkung entwirft der Autor das Psychogramm eines Täters, der sich – je mehr er erklären muss, was er kaum erklären kann – zusehends auch als „Opfer“ begreift: als „jüngstes Opfer der Scheiß-Nazis“; als Opfer der Israelis, die „endlich einen AH hatten, leibhaftig“; und als Opfer der Deutschen, jener „Saubermänner“, denen es „doch prima (geht) mit ihrer Empörung auf ihren politischen Stammsplätzen“. So wird die verhängnisvolle Sekundentat, nachdem sie ins Innere der Figur verlegt und dort zwischen Sühnegesten und Trotzanfällen im Klage- und Anklagetönen recherchierend behandelt worden ist, den Lesern und damit der deutschen Öffentlichkeit als ihre eigene vorgelegt: zur Kenntnisnahme, zur Prüfung, zur Überprüfung des eigenen Standorts. Denn Antworten auf die Fragen, die der Fall aufreißt, sind von Delius nicht einfach zu haben. Es macht den ästhetischen Reiz dieser Erzählung aus, dass ihre politische Brisanz nicht in ausgestreckten oder verborgenen Zeigefingern, sondern in einem raffiniert ausbalancierten Schwebezustand verschiedenster Haltungen und Suchbewegungen ihren Ausdruck findet.

Mit dem Tagebuch hat Delius die ideale literarische Form gewählt, um die mentalen Streifzüge des unsteten Wahrheitssuchers im symbolträchtigen Berlin initiieren und einfangen zu können. Dieses Tagebuch eines Deutschen kann dann ein deutsches Tagebuch werden, wenn es – statt zur Selbstentlastung – als Einladung zur Selbsterforschung gelesen wird. Der Streit um ein geeignetes Holocaust-Denkmal in Berlin und die heftige Auseinandersetzung zwischen dem Schriftsteller Martin Walser und dem damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, haben gezeigt, wie schwierig es ist, sich angemessen gegenüber Auschwitz zu verhalten. Delius hat mit seiner scharfsinnigen, makellosen Erzählung einen überaus wichtigen literarischen Beitrag zu dieser deutschen Debatte geliefert.

Auch der folgende Roman „Der Königsmacher“ (2001) greift öffentliche Debatten auf und in debattenwürdige Diskurse ein. Dabei dreht sich alles, was in diesen 164 gezählten und vielen ungezählten Kapiteln zur Sprache kommt, um den Autor Albert Rusch. Mit dieser schillernden Karikatur eines

Schriftstellers, der um jeden Preis nach oben, das heißt in die verkaufsträchtigen Schlagzeilen gelangen will, hat sich Delius eine narrative Projektionsfläche geschaffen, die es ihm erlaubt, eine Vielzahl von Themen und Theoremen, Geschichte und Geschichten in diversen Textformen und Perspektiven auszubreiten und zugleich zu konzentrieren. Eingeleitet wird das anspruchsvolle Romanprojekt mit einer poetologischen Pointe: Der reale Autor Friedrich Christian Delius, so heißt es im Vorwort, gibt mit seinen bekannten Initialien „F.C.D.“ im März 2001 den Roman seines fiktiven Freundes Albert Rusch heraus und, „vorläufig“, sogar seinen Namen als verantwortlicher Autor dafür her, obwohl Ruschs „Schreibweise in vielem völlig anders ist als meine“. Vordergründiger Anlass für dieses Verwirrspiel um Autorschaft und auktoriale Bürgschaft: Albert Rusch brauche, nach ein paar Wochen Psychiatrie, „immer noch den Schutz vor der Öffentlichkeit“. Und doch, so ist zu schlussfolgern, braucht er als Schriftsteller diese Öffentlichkeit – warum sonst drängt er den zögernden Delius zur Romanveröffentlichung? Heimliches Hauptthema des Romans von Delius scheint die Beziehungskrise bzw. die Krisenbeziehung zwischen Schriftsteller und (Medien-)Öffentlichkeit und damit die Frage nach den professionellen Existenzbedingungen heutiger Autorschaft zu sein. Der Freund Albert Rusch wird für Delius zum Fall Rusch, literarisch beglaubigt durch das ihm, Delius, überantwortete Romanprovisorium, das der Leser, wenn er die erste Seite aufschlägt, in den Händen hält.

Ruschs vorläufige Hinterlassenschaft besteht aus zwei in sich bruchstückhaften Erzählsträngen, die sich wechselseitig hervorbringen, unterbrechen und vorantreiben und im zweiten Teil in einer fragmentarischen Synthese zusammengeführt werden. Die eine Geschichte spielt in der Jetzt-Zeit und berichtet in Ich-Form über Ruschs Kampf um Anerkennung und Erfolg; die andere Geschichte spielt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und liest sich wie der Vorabdruck eines unvollendeten historischen Romans mit Herz, mit dem Rusch, auf dem Tiefpunkt seiner Schriftstellerkarriere, ganz groß herauskommen will. Dieser Tiefpunkt ist erreicht, als Rusch, nach einem passablen Debüt, gerade mal noch 14 „Damen und Herren“ zu einer Lesung in einer vor dem Aus stehenden Buchhandlung zu versammeln vermag – „Jetzt wirst du schon zu Beerdigungen eingeladen!“ –, während zu gleicher Uhrzeit Hunderte von Besuchern ins Göttinger Audimax zu dem populären Jungstar „von F.“ strömen. Doch Rusch, ehemals linker Frontkämpfer in der Anti-Atom-Bewegung, gibt nicht auf. Das drohende Literaten-Ende funktioniert Rusch um zur „Göttinger Wende“. Was ein „von F.“ kann, kann Rusch allemal! „Inszenierung statt Inhalt!“ Medienpräsenz statt literarischer Qualitätsarbeit! Und nun geht es mit dem Schriftsteller Rusch vorwärts und abwärts zugleich.

Vorarbeit und Vorgeschichte zu dieser „Göttinger Erleuchtung“, die die „radikale Abwehr von meinem altmodischen Autorenbild“ markiert, hat Rusch bereits hinter sich. Seit er nämlich erfahren hat, dass er ein später Nachfahre einer illegitimen Tochter König Wilhelms von Oranien und durch ihn sogar Urururururenkel des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. von Preußen ist, hat sich für den verkrachten Schriftsteller ein neues thematisches Terrain eröffnet: der historische Roman als narratives Genre, preußische Kultur und Preußenkult im geeinten Deutschland und die medienorientierte Selbstvermarktung als schriftstellernder „Königssohn“. Mit dieser programmatischen Trias zieht der gebeutelte Albert Rusch aus, um die Popliteraten das Fürchten, das Publikum den Beifall – und den geneigten Leser das wendige Lesen zu lehren. Denn kaum haben wir uns, immer wieder, in den historischen Liebesroman hineinbegeben, schiebt sich der Autor Rusch

dazwischen – mit sich selbst als Konkurrenzthema und mit wachsendem Anspruch auf Aufmerksamkeit für seine medialen Vermarktungskapriolen im Preußenjahr 2001. Dabei hätte Ruschs ursprüngliches Romanprojekt eine traurig schöne Story hergegeben: Der spätere König Willem von Oranien lässt sich während der napoleonischen Kriege mit einer Berliner Tänzerin, der Bäckerstochter Marie, ein. Frucht dieser geheimen Liaison ist Wilhelmine, die, von Pflegeeltern zu Pflegeeltern weitergereicht, ein beaufsichtigtes Leben im Verborgenen führt, unglücklich verheiratet wird und, ohne das Geheimnis ihrer Herkunft erfahren zu dürfen, im Alter von 24 Jahren stirbt. Doch anstatt die immer spärlicher fließenden Angaben über das verschwiegene Königskind zu einer Anteilnahme erweckenden Geschichte auszustaffieren, vergisst und verrät der Autor Rusch seine unglückliche Figur, um sich selbst mächtig in Szene zu setzen. Im medialen Getriebe des Preußenjahres, das er selbst ausruft, avanciert Rusch rasch zu einer gefragten Medienadresse – bis er, im Eifer des Gefechts um Anerkennung, in der Rolle eines hoffnungslosen Preußenanbeters, vor einem steinernen Königin-Luise-Denkmal hingekauert, den Verstand verliert. Und doch hat Rusch, nach einem Psychiatrie-Aufenthalt, am Ende noch mal Glück und einen fürstlich dotierten Arbeitsvertrag in der Tasche: Als Ausstellungsobjekt und Top-Attraktion sitzt er zufrieden in einer schalldichten Glasvitrine in einem privateigenen preußischen Museum und darf dort öffentlich, aber ungestört, fürs Erste eben diesen Roman zu Ende schreiben, den Friedrich Christian Delius unter seinem eigenen Namen herausgegeben hat.

Dass Delius den Leser mit der Marie- und Minna-Geschichte zum mitfühlenden Geschichte(n)lesen einlädt, um ihn dann dank Ruschs Profilierungsneurose in die zeit- und mediensatirische Leserichtung umzudirigieren, mag manchen verärgern. Wer aber Zeuge werden möchte des literarischen „Zwei-Seelen“-Kräftespiels, das den Autor Delius leitmotivisch bewegt – die Konkurrenz zwischen dem rein narrativen und dem satirisch kritischen Vermögen –, der wird an dieser neuen, originellen Variante von Delius' Erzählkunst sein Vergnügen haben.

Das Ziel, neue Gestaltungsmöglichkeiten auf der Basis seiner bewährten Poetik auszuloten, hat Delius auch mit dem Roman „Mein Jahr als Mörder“ (2004) im Blick. Auch hier greift er von heute aus in die Geschichte zurück, allerdings nicht in die Zeiten von Preußens Glanz und Gloria, sondern in das finsterste Kapitel deutscher Geschichte, das mit dem Jahr 1945 nicht zu Ende ist. Wie die Vorgeschichte nachhaltig Geschichte bestimmt – in ihrer Fortführung und im Aufbegehren gegen sie –, ist das Leitthema dieses Romans, der seine narrative Energie aus sich überlagernden, sich gegenseitig vorantreibenden und ergänzenden Zeit-, Erzähl- und Stilebenen gewinnt. Regie führt ein mit allen Souveränitätsrechten ausgestatteter Ich-Erzähler, der schon im Titel einen irritierenden Geltungsanspruch anmeldet.

„Mein Jahr als Mörder“ beginnt für den Erzähler, einen jungen Berliner Literaturstudenten, mit einer Schockmeldung. Am Nikolausabend des Jahres 1968 meldet der Sender RIAS den Freispruch von Hans-Joachim Rehse, ehemals Richter am nationalsozialistischen Volksgerichtshof unter Vorsitz des berühmten Roland Freisler. Doch die zweite, geheime Botschaft, die sich hinter dieser Nachricht verbirgt und sich für den Studenten in raunender Beschwörung exklusiv offenbart, ist folgenschwerer. Sie lautet: „Einer wird ein Zeichen setzen und diesen Mörder umbringen, und das wirst du sein!“ Der

Romanheld – ein Auserwählter! Mit diesem prophetischen Futur im Rücken wird der unauffällige, eher schüchterne Student, vom Figurenpersonal unerkant, den absurden Auftrag alttestamentarischer Provenienz zur Leitspur seines Denkens und Handelns und zugleich zur Verlaufsspur der inneren und äußeren Romanhandlung machen.

Warum ausgerechnet der Erzähler zum Rachearm eines epochalen ethischen Imperativs werden soll, erklärt sich aus der Erinnerungsgeschichte, die in den hessischen Ort Wehrda führt – „hier keimte das Motiv meiner Tat“. Dort hat das „Dorfkind“ seine Kindheit verbracht, auch viele Ferienmonate mit dem Berliner „Stadtkind“ Axel, seinem besten Freund. Axels Vater aber wurde von Richter Rehse 1944 zum Tode verurteilt. Der Vater, der Arzt Georg Groscurth, war, zusammen mit Robert Havemann (dem prominenten Dissidenten in der Deutschen Demokratischen Republik) führendes Mitglied der Widerstandsgruppe „Europäische Union“. Als Leibarzt von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß genoss er eine Vertrauensstellung, in deren Schutz er praktische humanitäre Hilfe (Fluchthilfe, Versorgung, Pässe usw.) leisten konnte. Als die Gruppe, angetrieben durch den „Ehrgeiz“ und die „Eitelkeit“ Havemanns, ihre humanitäre Untergrundarbeit auch politisch ausrichtete, ging sie ein erhöhtes Risiko ein. Sie wurde verraten, ihre Mitglieder wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet – außer Havemann, der, so lässt sich vermuten, die kriegsentscheidende Bedeutung seiner Forschung für seine Begnadigung geltend machen konnte.

Diese genaueren Informationen erhält der Ich-Erzähler – und über ihn der Leser – hauptsächlich von der Witwe Anneliese Groscurth, mit deren Lebensgeschichte, die sich ab 1946 zwischen dem Arbeitsplatz in Ost-Berlin und dem Wohnort in West-Berlin abspielt, Delius ein weiteres trauriges und ermutigendes Kapitel deutscher Mentalitätsgeschichte im 20. Jahrhundert aufschlägt: ein trauriges, weil Anneliese Groscurth, vom Berliner „Tagesspiegel“ als „Kommunistin“ gebrandmarkt, über Jahrzehnte von der allmächtigen „Hydra“ der deutschen Nachkriegsjustiz verfolgt und gedemütigt wird; ein ermutigendes, weil sie sich von ihrem Weg, auch dann für einen Frieden ohne Waffen einzutreten, wenn auch die Sozialisten Ost- und Westberlins dafür eintreten, nicht abbringen ließ. 1972 schließlich, als das politische Tauwetter die starren Fronten im Kalten Krieg aufzuweichen begann, erkämpfte sie sich einen halben Sieg: keine Entschädigung in Millionenhöhe, aber Witwen- und Waisenrente für sich und ihre beiden Kinder.

Mit Anneliese Groscurth hat Delius eine lesernahe sympathische Humanistin mit aufrechtem Gang und langem Atem vorgestellt, Mittelpunkts- und Vermittlungsfigur in einem. In ihr lebt die Haltung weiter, für die ihr Mann gestorben ist; gleichzeitig gibt sie in zahlreichen Gesprächen mit dem Jugendfreund ihres Sohnes die Informationen weiter, die – ohne dass sie davon weiß – den geplanten Mord an Richter Rehse legitimieren sollen: mit einem „Buch zur Tat“, das der vorsätzliche Mörder des mörderischen Richters Rehse öffentlichkeitswirksam kurz nach dem geplanten Gerechtigkeitsakt auf den Markt bringen möchte, um anschließend als „Anti-Nazi-Star im Knast“ zu büßen.

Mit diesem Ich-Erzähler, seinen denkwürdigen Plänen und seinem speziellen Umfeld, hat Delius eine weitere zeitgeschichtliche Dimension ins Zentrum des Romans gerückt: die 68er-Protestbewegung, in deren gefiltertem Blickfeld das

Romangeschehen, auch in seinen zitierten und dokumentierten Passagen, stattfindet. Das Kolorit jener geschichtsbildenden Jahre fängt Delius in Streifzügen durch Berlin, in Kneipentreffen, Schilderungen von Demonstrationen, vor allem aber in Reflexionen und Gesprächen mit Catherine, der Freundin des Ich-Erzählers, ein. Als angehende Fotografin mit Interesse für Soziologie ist auch diese Romanfigur der Recherche, der Wahrheitssuche und damit dem ethischen Grundgestus jener Aufbruchsjahre verpflichtet. Ihr plötzlicher Tod auf einer Fotoreise in Mexiko, wo sie im Dienst ihrer Sache einem Raubmord zum Opfer fällt, verändert das Romangeschehen ebenso nachhaltig wie der zeitgleiche Herztod des Nazirichters Rehse. Der Ich-Erzähler, der sich „auf diffuse Weise“ an Catherines Tod „mitschuldig“ fühlt – zu sehr hat er „den Gedanken an Mord freien Lauf gelassen“ und deswegen Catherine auch nicht nach Mexiko begleitet – will nun von allem, „was mit Mord und Tod und Sterben zu tun“ hat, nichts mehr wissen. Er schweigt – dreißig Jahre; dann nimmt er die Arbeit am „Buch zur Tat“, die sich mit Rehses Tod aber von selbst erledigt hat, wieder auf.

Mit diesem strategischen Puffer zwischen erzählter Zeit und Erzählzeit hat sich Delius eine Darstellungsperspektive geschaffen, die er zweifach nutzt: Sie erlaubt ihm, von heute aus, (s)einen distanzierten, kritischen Blick auf das Damals der 68er-Zeit, deren Äußerungsformen und Folgewirkungen der Autor in den letzten vierzig Jahren entschieden mitformuliert hat. Zugleich kann er Sichtweisen und Werthaltungen aus der Zeit um die Jahrtausendwende einfließen lassen und das Zeitgefüge des Romans um eine weitere Dimension bereichern.

Während sich die Zeitebenen mühelos unterscheiden lassen, lässt sich dies von dem poetologisch geschnürten Paket dokumentarischer, autobiografischer und fiktiver Elemente nicht behaupten: Die funktionale Symbiose von Vorgefundenem und Erfundenem kann im Gegenteil als strategische Gestaltungsidee des Romans gelten. Kursiv gesetzte Originalzitate z.B. aus Gerichtsurteilen, Briefen, Eingaben des Ehepaars Groscurth usw. – Georg Groscurths Abschiedsbrief Minuten vor seiner Hinrichtung ist ein besonders bewegendes Dokument – geben dem Roman zwar ein dokumentarisches Gerüst, aber einen Dokumentarroman hat Delius deswegen nicht geschrieben. Selbst eine kurze Anhang-Notiz zu historischen Daten und Personen hat sich der Autor versagt – und dem Leser vorenthalten.

Offenbar will Delius die Wahrheit des Erzählten nicht beweisen, sondern gestalten. Erst die fiktionale Aus- und Umgestaltung des Tatsachenmaterials soll dem Erzählten seine Glaubwürdigkeit verleihen – Anneliese Groscurths nachweislicher Kampf gegen die „Hydra“ der Berliner Justiz wird erst durch imaginierte Begegnungen und Gespräche mit dem fiktiven Ich-Erzähler, der sich seinerseits mit der fiktiven Figur Catherine bespricht, für den heutigen Leser gegenwärtig. Diese kalkulierte Mischung von (historischen) Personen und (literarischen) Figuren, von Fakten und Fiktionen kann jene Leser irritieren, die – weil der dokumentarische Eigenwert des historisch Verbürgten (Widerstandsgruppe, die Groscurths, Rehse) an sich spannend genug sei – verlässlich wissen möchten, „wie es wirklich gewesen“ ist. Erstaunlicherweise hat sich die Kritik, auch die zustimmende, mit diesem konzeptionellen Kern des Romans, der literarischer Natur sein dürfte, wenig auseinander gesetzt.

Der Ich-Erzähler nennt seine Recherchen im Rückblick eine „Beichte“ – eine religiöse Metapher, die mit der biblischen RIAS-Stimme („Einer wird ein Zeichen setzen“) korrespondiert. Mit dieser Stilisierung der Aufzeichnungen zu einer heiligen Angelegenheit akzentuiert Delius den ironischen Kommentar, mit dem er seinen Ich-Erzähler, dem man und der sich auch selbst nie wirklich einen Mord zutraut, von Anfang an begleitet. Schon das Titelzitat „Mein Jahr als Mörder“, mit dem sich der Ich-Erzähler vor- und wohl auch etwas bloßstellt, lenkt mit seiner kaum merklichen semantisch-syntaktischen Störung auf die späteren Ironie-Signale hin, die einem voluntaristischen Handlungsverständnis von Teilen der Studentenbewegung gelten dürften. Zugleich aber rückt Delius mit diesem Titel das Motiv der Empörung ins Zentrum des Romans. Diese Kategorie trifft – neben dem genannten Wahrheitsethos – nicht nur den mentalen Kern der Protestbewegung, sondern eint, von innen her, auch die verschiedenen Romanschichten (G. Groscurth gegen Hitler, A. Groscurth gegen die Justiz, Studentenbewegung gegen Faschismus).

Mit diesem Roman hat Delius sein literarisches Arbeitsfeld sichtbar erweitert: thematisch durch den vielschichtig ausgestalteten zeitlichen Bogen vom Widerstand im Faschismus bis zur Nach-Wende-Zeit Anfang dieses Jahrhunderts, strategisch durch eine raffinierte, allerdings auch riskante Verschmelzung von Dokumentation und Fiktion. Herausgekommen ist jedenfalls ein spannender, informativer Zeitroman.

Primärliteratur

„Kerbholz. Gedichte“. Berlin (Wagenbach) 1965. (= Quartheft 7).

Taschenbuchausgabe: Reinbek (Rowohlt) 1983. (= rororo 5073).

„Wir Unternehmer. Über Arbeitgeber, Pinscher und das Volksganze. Eine Dokumentar-Polemik anhand der Protokolle des Wirtschaftstages der CDU/CSU 1965 in Düsseldorf“. Unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Karl-Heinz Stanzick. Berlin (Wagenbach) 1966. (= Quartheft 13). Neuausgabe: Bielefeld (Pendragon) 1983.

„Von der Tugend des Zersetzens oder der Belletrist im Wohlstand“. In: Anstöße. 1967. H.3. S.81–89.

„Wenn wir, bei Rot. 38 Gedichte“. Berlin (Wagenbach) 1969. (= Quartheft 37). Auch in der Taschenbuchausgabe: Kerbholz. Reinbek (Rowohlt) 1983. (=rororo 5073).

„Der Held und sein Wetter. Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im Roman des bürgerlichen Realismus“. Dissertation. München (Hanser) 1971. (= Literatur als Kunst). Neuausgabe: Mit einem Vorwort von Wolf Haas. Göttingen (Wallstein) 2011.

„Unsere Siemens-Welt. Eine Festschrift zum 125jährigen Bestehen des Hauses S“. Berlin (Wagenbach) 1972. (= Quartheft 59). Erweiterte Neuausgabe mit einem Anhang über den Prozess, über die Kunst der Satire, die Menschenwürde des Konzerns, Bierpreise und den verlorenen Kredit des Hauses S. Berlin (Rotbuch) 1976. (= Rotbuch 102). Neuausgabe mit einem Nachwort von Friedrich Christian Delius: Hamburg (Rotbuch) 1995.

„Ein Bankier auf der Flucht. Gedichte und Reisebilder“. Berlin (Rotbuch) 1975. (= Rotbuch 144).

„Ein Held der inneren Sicherheit. Roman“. Reinbek (Rowohlt) 1981. (= das neue buch 153). Lizenzausgabe: Berlin, DDR, Weimar (Aufbau) 1982.

„Die unsichtbaren Blitze. Gedichte“. Berlin (Rotbuch) 1981. (= Rotbuch 250).

„Adenauerplatz. Roman“. Reinbek (Rowohlt) 1984.

„Einige Argumente zur Entlastung der Gemüseesser von dem Vorwurf, sie täten nichts zur Humanisierung des Hungers, sowie einige Verbesserungsvorschläge im Sinne der Drei Brüsseler Formeln. Eine Denkschrift“. Berlin (Rotbuch) 1985. (= Rotbuch 306).

„Literarische Tischgespräche zwischen Julio Cortazar, Nicolas Born und Viktor Sklovskij, aufgezeichnet von F.C.D.“. In: Literaturmagazin 16. Reinbek (Rowohlt) 1985. S.13–24.

„Mogadischu Fensterplatz. Roman“. Reinbek (Rowohlt) 1987.

„Strickmuster einer Verstrickung. Deutung und Ausbeutung der Barschel-Affäre in Kommentaren der FAZ“. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Vom Verlust der Scham und dem allmählichen Verschwinden der Demokratie. Göttingen (Steidl) 1988. S.186–198.

„Konservativ in 30 Tagen. Ein Hand- und Wörterbuch Frankfurter Allgemeinplätze“. Reinbek (Rowohlt) 1988.

„Japanische Rolltreppen. Tanka-Gedichte“. Reinbek (Rowohlt) 1989.

„„Es wird gefragt werden, und wehe, wir haben die Sprache verloren...‘ Das Nützliche an der Literatur ist das vorderhand Unnütze – Dankrede für den Gerrit-Engelke-Literaturpreis der Landeshauptstadt Hannover“. In: die horen. 1990. H.3. S.178–182.

„Die Birnen von Ribbeck. Erzählung“. Reinbek (Rowohlt) 1991. Neuausgabe: Berlin (Rowohlt Berlin) 2019.

„Himmelfahrt eines Staatsfeindes. Roman“. Reinbek (Rowohlt) 1992.

„Selbstporträt mit Luftbrücke. Ausgewählte Gedichte 1962–1992“. Reinbek (Rowohlt) 1993.

„Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. Erzählung“. Reinbek (Rowohlt) 1994.

„Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus. Erzählung“. Reinbek (Rowohlt) 1995.

„Die Zukunft der Wörter oder: Warum ich noch immer kein Zyniker bin“. Paderborn (Universität-Gesamthochschule Paderborn) 1995. (= Paderborner Universitätsreden 48). Berlin (Transit) 1996.

„Amerikahaus und der Tanz um die Frauen. Erzählung“. Reinbek (Rowohlt) 1997.

„Die Flatterzunge. Erzählung“. Reinbek (Rowohlt) 1999.

„Transit Westberlin. Erlebnisse im Zwischenraum“. Fotos von Peter Joachim Lapp. Mit einem Geleitwort von Egon Bahr. Berlin (Links) 1999.

„Der Königsmacher. Roman“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2001.

„Warum ich schon immer Recht hatte – und andere Irrtümer. Ein Leitfaden für deutsches Denken“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2002.

„Mein Jahr als Mörder. Roman“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2004.

„Die Minute mit Paul McCartney. Memo-Arien“. Berlin (Transit) 2005.

„Bildnis der Mutter als junge Frau“. Erzählung. Berlin (Rowohlt Berlin) 2006.

„Die Frau, für die ich den Computer erfand. Roman“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2009.

„Als die Bücher noch geholfen haben. Biografische Skizzen“. Reinbek (Rowohlt) 2012.

„Die linke Hand des Papstes“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2013.

„Tanz durch die Stadt. Aus meinem Berlin-Album“. Mit Fotos von Renate von Mangoldt. Berlin (Transit) 2014.

„Die Liebesgeschichtenerzählerin. Roman“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2016.

„Die Zukunft der Schönheit“. Erzählung. Berlin (Rowohlt Berlin) 2018.

„Wenn die Chinesen Rügen kaufen, dann denkt an mich. Roman“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2019.

„Die sieben Sprachen des Schweigens“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2021.

„„Darling, it's Dilius“. Erinnerungen mit großem A“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2023.

Theater

„Washtag“. Uraufführung: Wolfgang-Borchert-Theater, Münster, 26.3.1988.
Regie: **Wolfgang Rommerskirchen**.

„Die nachlassende Geschmeidigkeit der Lippen“. Uraufführung: Nationaltheater Mannheim, 1.12.2000. Regie: **Karsten Wiegand**.

Rundfunk

„Die zehnte Nacht am Adenauerplatz“. Westdeutscher Rundfunk / Südwestfunk. 2.12.1984.

„Washtag“. Westdeutscher Rundfunk. 28.9.1986.

„Das Ultimatum“. Westdeutscher Rundfunk / Hessischer Rundfunk. 17.4.1988.

„Die Verlängerung“. Westdeutscher Rundfunk / Hessischer Rundfunk. 24.4.1988.

„So reizend wie sein Name“. Westdeutscher Rundfunk / Hessischer Rundfunk. 4.11.1990.

„Die Hand am Kinderwagen“. Westdeutscher Rundfunk. 19.7.1992.

„Die Birnen von Ribbeck“. Norddeutscher Rundfunk / Mitteldeutscher Rundfunk. 3.10.1992.

„Das Jericho-Syndrom“. Westdeutscher Rundfunk. 1999.

Tonträger

- „Zeig mal dein Visum“; „Heckenschütze“. Gedichte. Auf: Nachrichten aus Berlin. Berlin (Wagenbach) 1969. (= Quartplatte 5).
- „Die Birnen von Ribbeck“. Otto Sander liest. Tonbandkassette. Reinbek (Rowohlt) 1992. (= rororo Literatur für Kopfhörer 66025).
- „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“. Sprecher: Jürgen Uter. Regie: Winfried Fechner. 3 CDs. Lippstadt (Kontakte Musikverlag) 1997.
- „Die Minute mit Paul McCartney“. Gelesen vom Autor. Gekürzte Fassung. 1CD. München (Kunstmann) 2008.
- „Die Frau, für die ich den Computer erfand. Die unglaubliche Geschichte des Konrad Zuse, der den ersten Computer der Welt baute – und die Erfindung einer unmöglichen Liebe“. F.C. Delius liest. 3 CDs. München (Hörkunst bei Kunstmann) 2010.
- „Die Liebesgeschichtenerzählerin“. Doris Wolters liest. 4 CDs. Berlin (Argon) 2016.
- „Die Zukunft der Schönheit“. Gelesen von Christian Brückner. 2 CDs. Berlin (Parlando) 2018.
- „Die Birnen von Ribbeck“. Ungekürzte Lesung. Sprecher: Christian Brückner. 3 CDs. Berlin (Argon) 2019.
- „Wenn die Chinesen Rügen kaufen, dann denkt an mich“. Ungekürzte Lesung. Sprecher: Christian Brückner. 5 CDs. Berlin (Argon) 2019.

Sekundärliteratur

- Friesel, Uwe:** „Blatt um Blatt.F.C. Delius, ein früher Beherrscher der lyrischen Kleinform“. In: Die Welt der Literatur, 9. 12. 1965. (Zu: „Kerbholz“).
- Schmitt, Hans Jürgen:** „„Kerbholz“. Gedichte von F.C. Delius“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 1. 1966.
- Bender, Hans:** „Erste lyrische Versuche“. In: Süddeutsche Zeitung, 19. 2. 1966. (Zu: „Kerbholz“).
- Born, Nicolas:** „Das Wort beim Wort genommen. Zu.F.C. Delius' erstem Lyrik-Band“. In: Berliner Morgenpost, 13. 3. 1966.
- Wallmann, Jürgen P.:** „Seid hellhörig.F.C. Delius, Berliner Literaturpreisträger“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 3. 4. 1967.
- Brandstetter, Alois:** „Lyrik als Inszenierung der Grammatik“. In: Literatur und Kritik. 1969. H.38. S.479–491. (Zu: „Wir Unternehmer“).
- Jokostra, Peter:** „Neue Polit-Lyrik auf Brechts Spuren“. In: Rheinische Post, 7. 11. 1969. (Zu: „Wenn wir, bei Rot“).
- Mader, Helmut:** „Berliner und andere Idyllen. Notwendige Gedichte von F.C. Delius“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. 10. 1970. (Zu: „Wenn wir, bei Rot“).
- Matthaei, Renate (Hg.):** „Grenzverschiebung. Neue Tendenzen in der deutschen Literatur der 60er Jahre“. Köln, Berlin 1970. S.131–137.

- Domin, Hilde:** „Ein verbales Rollkommando“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 11. 1970. (Zu: „Wenn wir, bei Rot“).
- Buch, Hans Christoph:** „Agitprop und neue Gegenständlichkeit. Lyrik von F.C. Delius und Nicolas Born“. In: ders.: Kritische Wälder. Essays, Kritiken, Glossen. Reinbek (Rowohlt) 1972. (=das neue buch 4). S.116–120.
- Astel, Arnfrid:** „Jahrespreis der Literarischen Hefte an F.C. Delius und Ralf Thenior“. In: Deutsche Volkszeitung, 19. 12. 1974.
- Bucerius, Gerd:** „Satiren müssen richtig sein“. In: Die Zeit, 29. 11. 1974. (Zur Kontroverse zwischen F.C. Delius und der Firma Siemens).
- Schmid, Richard:** „Goliath siegt vor Gericht. Anmerkungen zu der Stuttgarter Entscheidung für Siemens und gegen F.C. Delius“. In: Frankfurter Rundschau, 9. 11. 1974.
- Schultz, Werner:** „Rezension zu ‚Der Held und sein Wetter‘“. In: Raabe-Jahrbuch 1974. S.116–118.
- Zimmer, Dieter E.:** „Goliaths Sieg.F.C. Delius’ Satire auf die Firma Siemens wurde verurteilt“. In: Die Zeit, 15. 11. 1974.
- Schütte, Wolfram:** „Bauchlandung“. In: Frankfurter Rundschau, 2. 12. 1974. (Zu: „Unsere Siemens-Welt“).
- „Was darf Satire? Der Fall Delius gegen Siemens – Siemens gegen Delius. Antworten auf einen ‚Zeit‘-Artikel, eine Erwiderung und eine Nachbemerkung“. Beiträge von Richard Schmid, F.C. Delius, Gerd Bucerius und Dieter E. Zimmer. In: Die Zeit, 13. 12. 1974.
- Braem, Helmut M.:** „David contra Goliath. Siemens und die Satire. Schwerwiegende Folgen des Stuttgarter Urteils“. In: Stuttgarter Zeitung, 13. 6. 1975.
- Michaelis, Rolf:** „Ein Balladenjahr. Neue Gedichte von Hans Magnus Enzensberger, F.C. Delius, Helga M. Novak, H.C. Artmann“. In: Die Zeit, 10. 10. 1975.
- Hartung, Harald:** „Wenn man die Poesie an die Macht läßt, was wird aus der Politik? Gedichte von Helga M. Novak, F.C. Delius und Godehard Schramm“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11. 10. 1975.
- Lindner, Christian:** „„Wieviel wir aushalten, ich weiß es nicht“. Neue Gedichte von F.C. Delius und Helga M. Novak“. In: Frankfurter Rundschau, 11. 10. 1975. (Zu: „Ein Bankier auf der Flucht“).
- Schütte, Wolfram:** „Vergleich im Streit Siemens – Delius?“. In: Frankfurter Rundschau, 18. 4. 1975, S.17.
- Sieger, Ferdinand:** „Rotbuch-Risiko. Zwischen Kunstfreiheit und Persönlichkeitsschutz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. 7. 1975.
- Hartmann, Horst:** „„Ein Bankier auf der Flucht“. Lyrik von F.C. Delius“. In: Die Tat, Zürich, 20. 12. 1975.
- Becker, Peter von:** „Gestern der Traum von Morgen. Neue Gedichte und Reisebilder von F.C. Delius“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 2. 1976.
- Köpke, Horst:** „Dennoch: Im Zweifel für die Kunstfreiheit“. In: Frankfurter Rundschau, 21. 4. 1980. (Zum Fall Delius/Horten).

- Becker, Rolf:** „Chefdenkers Alptraum“. In: Der Spiegel, 2.2.1981. (Zu: „Ein Held der inneren Sicherheit“).
- Ayren, Armin:** „Menschenführer ohne Liebe“. In: Stuttgarter Zeitung, 21.2.1981. (Zu: „Ein Held der inneren Sicherheit“).
- Hage, Volker:** „Als Held eine Charge“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.2.1981. (Zu: „Ein Held der inneren Sicherheit“).
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Charakterstudie eines Karrieristen. Friedrich Christian Delius: ‚Ein Held der inneren Sicherheit‘“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11.3.1981.
- Zürcher, Gustav:** „Haßliebe für den Herrn. Schleyer ist kein Schlüssel zu Friedrich Christian Delius’ erstem Roman ‚Ein Held der inneren Sicherheit‘“. In: Frankfurter Rundschau, 21.3.1981.
- Vormweg, Heinrich:** „Phantombild eines gesuchten Typs“. In: Süddeutsche Zeitung, 1.4.1981. (Zu: „Ein Held der inneren Sicherheit“).
- Reinhardt, Stephan:** „Die Inkarnation eines Opportunisten“. In: Lesezeichen. 1981. H.2. S.6–7. (Zu: „Ein Held der inneren Sicherheit“).
- Klotz, Christian:** „Wieviel deutsche Lyriken? Gedichte von Reiner Kunze, F.C. Delius und G.K. Zschorsch“. In: Frankfurter Rundschau, 14.10.1981. (Zu: „Die unsichtbaren Blitze“).
- Schoeller, Wilfried F.:** „Einen Moment nach dem Eintauchen ins Büchermeer. Über einige Neuerscheinungen und ihren Reichtum an Fremdheit“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18.10.1981. (Zu: „Die unsichtbaren Blitze“).
- Wittstock, Uwe:** „Mit einem belustigt ernsten Blick. Friedrich Christian Delius’ Gedichtband ‚Die unsichtbaren Blitze‘“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.12.1981.
- Buselmeier, Michael:** „Die Anstrengung des Begriffs. Friedrich Christian Delius’ Gedichtband ‚Die unsichtbaren Blitze‘“. In: Schreibheft. 18. 1982. S.67–68.
- Thuncke, Jörg:** „Friedrich Christian Delius: ‚Die unsichtbaren Blitze‘“. In: Deutsche Bücher. 1982. H.2. S.106–110.
- Vormweg, Heinrich:** „Ein Nachtwächter mit Horizont, hilflos. Friedrich Christian Delius’ zweiter Versuch, einen Gesellschaftsroman zu schreiben“. In: Süddeutsche Zeitung, 3.10.1984. (Zu: „Adenauerplatz“).
- Braun, Michael:** „Leben im Exil. Drei Umwege zu einem Roman von Friedrich Christian Delius“. In: Communale, 4.10.1984. (Zu: „Adenauerplatz“).
- Hartung, Harald:** „Traum von der Standpauke. Friedrich Christian Delius’ Roman ‚Adenauerplatz‘“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.11.1984.
- Erenz, Benedikt:** „Nächtliche Predigt. Friedrich C. Delius’ Roman ‚Adenauerplatz‘“. In: Die Zeit, 30.11.1984.
- Karst, Karl H.:** „Die zehnte Nacht am Adenauerplatz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.12.1984.
- Jäschke, Bärbel:** „Leo acht“, der gute Schutzmann“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 16.12.1984. (Zu: „Adenauerplatz“).

- Reinhardt, Stephan:** „Wo Geld Gesetze und Geschichte macht“. In: Frankfurter Rundschau, 5. 1. 1985. (Zu: „Adenauerplatz“).
- Arnold, Heinz Ludwig:** „Ein Held der äußeren Sicherheit“. In: Die Weltwoche, 31. 1. 1985. Auch in: L'80. 1985. H.34. S.167–168. (Zu: „Adenauerplatz“).
- Kricheldorf, Hans:** „Friedrich Christian Delius: Adenauerplatz“. In: Neue Deutsche Hefte. 1985. H.1. S.152–153.
- Wittstock, Uwe:** „Arme Gemüseesser“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 10. 1985.
- Schöfer, Erasmus:** „Ein satirischer Geniestreich“. In: die horen. 1985. H.4. S.290–291. (Zu: „Gemüseesser“).
- Reinhardt, Stephan:** „Kampf der Starken gegen die Schwachen“. In: Nürnberger Nachrichten, 27. 11. 1985. (Zu: „Gemüseesser“).
- Schoeller, Wilfried F.:** „Humanisierung des Hungers“. In: Die Zeit, 29. 11. 1985. (Zu: „Gemüseesser“).
- Riha, Karl:** „Patent-Rezept“. In: Frankfurter Rundschau, 7. 12. 1985. (Zu: „Gemüseesser“).
- Claßen, Ludger:** „Satire und Dokumentation“. In: ders.: Satirisches Erzählen im 20. Jahrhundert. München (Fink) 1985.
- Rothmann, Kurt:** „Friedrich Christian Delius“. In: ders.: Deutschsprachige Schriftsteller seit 1945 in Einzeldarstellungen. Stuttgart (Reclam) 1985. (= Reclams Universal-Bibliothek 8252). S.98–101.
- Wieskerstrauch, Liz:** „Das Elend der Welt in Farbe“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 23. 8. 1987. (Zu: „Mogadischu“).
- Fuld, Werner:** „Fensterplatz, zehnte Reihe“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 10. 1987.
- Reinhardt, Stephan:** „Die Kreisläufe der Gewalt“. In: Frankfurter Rundschau, 7. 10. 1987. (Zu: „Mogadischu“).
- Vormweg, Heinrich:** „Mit den Augen eines Terroropfers. Thriller und Lehrstück in einem“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 10. 1987. (Zu: „Mogadischu“).
- Peitsch, Helmut:** „Politik erscheint als Kriegszustand“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 9. 10. 1987. (Zu: „Mogadischu“).
- Rönfeldt, Detlef:** „Höllflug in den deutschen Herbst“. In: Die Zeit, 4. 12. 1987. (Zu: „Mogadischu“).
- Bauer, Michael:** „Zerstörte Klischees“. In: Neue Zürcher Zeitung, 5. 2. 1988. (Zu: „Mogadischu“).
- Moorwessel, Elisabeth:** „Schmutzige Wäsche“. In: Frankfurter Rundschau, 2. 4. 1988.
- Schulze-Reimpell, Werner:** „Schmutzige Wäsche“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26. 4. 1988.
- Ricklefs, Sven:** „Weißwäscher vor der Miele – ein Skandal?“. In: Theater heute. 1988. H.5. S.54–55.
- Delabar, Walter:** „Bankiers in die Flucht. Bio-bibliographisches über Friedrich Christian Delius“. In: Juni. 1988. H.2. S.9–12.

Schoeller, Wilfried F.: „Kleiner Rückblick auf die Tugend des Zersetzens. Rede auf Friedrich Christian Delius“. In: Juni. 1988. H.2. S.43–51. (Zur Verleihung des Preises für Poesie und Politik der Zeitschrift „Lesezeichen“ 1984).

Loewy, Hanno: „Sprachaneignung“. In: Frankfurter Rundschau, 4. 10. 1988. (Zu: „Konservativ“).

Unterstöger, Hermann: „Die Sprache der Kunden“. In: Süddeutsche Zeitung, 5. 10. 1988. (Zu: „Konservativ“).

Lienert, Konrad Rudolf: „Von der schiefen Ebene der Gemeinplätze“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 24. 10. 1988. (Zu: „Konservativ“).

Hoffmann, Dieter: „Surreale Verlockungen des Konservatismus“. In: Vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik. 1988. H.6. (Zu: „Konservativ“).

Wieskerstrauch, Liz: „Friedrich Christian Delius – ... wenn man die Wirklichkeit durch die Phantasie verstärkt“. In: dies.: Schreiben zwischen Unbehagen und Aufklärung. Literarische Porträts der Gegenwart. Weinheim, Berlin (Quadrige) 1988. S.67– 84.

Jenny-Ebeling, Charitas: „West-östlicher Wellenschlag“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17. 3. 1989. (Zu: „Rolltreppen“).

Juhre, Arnim: „Frühling mit Zinsen“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 24. 3. 1989. (Zu: „Rolltreppen“).

Schoeller, Wilfried F.: „Konservativ for beginners“. In: Die Zeit, 24. 3. 1989.

Hijiya-Kirschner, Irmela: „Kimono, Obi, Holzsandalen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26. 4. 1989. (Zu: „Rolltreppen“).

Bender, Hans: „Was alles hat Platz im Tanka?“. In: Süddeutsche Zeitung, 12. 8. 1989. (Zu: „Rolltreppen“).

Wuthenow, Rainer: „Deutsche Tanka“. In: Frankfurter Rundschau, 5. 9. 1989. (Zu: „Rolltreppen“).

Postma, Heiko: „Wir fangen erst an...“. Über den Schriftsteller Friedrich Christian Delius“. In: die horen. 1990. H.3. S.169–174.

Engelmann, Bernt: „Gutes tun, aber im Stillen!“ Laudatio für F.C.Delius“. In: die horen. 1990. H.3. S.174–177.

Graf, Karin / Schmidjell, Annegret (Hg.): „Friedrich Christian Delius“. München (iudicium) 1990.

Baumgart, Reinhard: „Deutsch-deutsche Sprechblasen“. In: Die Zeit, 22. 3. 1991. (Zu: „Birnen“).

Riha, Karl: „Kumm man röwer (...)!“ In: Frankfurter Rundschau, 30. 3. 1991. (Zu: „Birnen“).

Wieskerstrauch, Liz: „Ballade von den alten und den neuen Herren“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 5. 4. 1991. (Zu: „Birnen“).

Noll, Chaim: „Strichmännlein macht sich verdächtig“. In: Die Welt, 24. 4. 1991. (Zu: „Birnen“).

Kloock, Astrid: „Legende von der Vereinigung“. In: Neue Deutsche Literatur. 1991. H.6. S.150–153. (Zu: „Birnen“).

- anonym:** „Ein Ossi zieht vom Leder“. In: Der Spiegel, 24.6.1991. (Zu: „Birnen“).
- Henning, Peter:** „Ist der Wessi denn ein Kolonist?“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 14.7.1991. (Zu: „Birnen“).
- Peitsch, Helmut:** „Gespräch mit Friedrich Christian Delius“. In: Weimarer Beiträge. 1991. H.8. S.1224– 1245.
- Burkert, Sibylle:** „Wiesbaden und die toten Terroristen“. In: Neues Deutschland, 17.9.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Siebenhaar, Klaus:** „Totentanz oder Letzte Ausfahrt Wiesbaden“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 29.9.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Boock, Peter-Jürgen:** „Überhaupt nicht komisch“. In: die tageszeitung, 30.9.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Falcke, Eberhard:** „Hermetische Totalansicht vom Deutschen Herbst“. In: Süddeutsche Zeitung, 30.9.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Modick, Klaus:** „Die öffentliche Beerdigung“. In: Frankfurter Rundschau, 30.9.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Zweig, Peter I.:** „Staats-Gewalt“. In: Neues Deutschland, 30.9.–5.10.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Detje, Robin:** „Böser Baader, gutes Kind“. In: Die Zeit, 2.10.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Mohr, Reinhard:** „Mythen im Spiegelkabinett“. In: Freitag, 2.10.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Jacobs, Jürgen:** „Des Terroristen Traum und Tod“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.10.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Braun, Michael:** „Requiem für die RAF“. In: Basler Zeitung, 11.12.1992. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Fanizadeh, Andreas:** „Wenn Jusos zu sehr schreiben“. In: Literatur konkret. 1992. Nr.17. S.26–28. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Krauss, Hannes:** „Politisches Begräbnis, Medienspektakel“. In: die tageszeitung, 6.1.1993. (Zu: „Himmelfahrt“).
- Krauss, Hannes:** „Die Macht der Wörter“. In: Freitag, 12.2.1993. (Zum 50.Geburtstag).
- Jenny-Ebeling, Charitas:** „„Ich leih dir meinen Kopf““. In: Neue Zürcher Zeitung, 12.3.1993. (Zu: „Himmelfahrt“ und „Selbstporträt“).
- Segebrecht, Wulf:** „Widerruf“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.4.1993. (Zu: „Selbstporträt“).
- Bormann, Alexander von:** „Deutsche Lieder“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 23.5.1993. (Zu: „Selbstporträt“).
- Jacobs, Steffen:** „Narben, die heilen und bleiben“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 18.6.1993. (Zu: „Selbstporträt“).
- Hillgruber, Katrin:** „Lob der Lüfte“. In: Süddeutsche Zeitung, 19./20.6.1993. (Zu: „Selbstporträt“).

Köhler, Otto: „„Sekretiert. Nur mit Genehmigung zu benutzen.“ Vor zwanzig Jahren erhob der Siemens-Konzern Klage gegen den Schriftsteller F.C.Delius. Bis heute behält er sich das Recht auf Zensur vor“. In: Freitag, 2.7.1993.

Engler, Jürgen: „Kurze Ausführung zu langen Gedichten“. In: Neue Deutsche Literatur. 1993. H.9. S.129–133. (Zu: „Selbstporträt“).

Böttiger, Helmut: „Grummet, Heu und WM“. In: Frankfurter Rundschau, 16.3.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Michalzik, Peter: „Unentschieden. Friedrich Christian Delius spielt Fußball“. In: Süddeutsche Zeitung, 17.3.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Krauss, Hannes: „Bilder eines Sonntags“. In: Freitag, 18.3.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Siemes, Christof: „Fußballgottesdienst im Hessischen“. In: Die Zeit, 18.3.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Hieber, Jochen: „Die Bälle von Bern“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.3.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Katritzky, Linde: „Der Held und sein Wetter bei Delius, Jean Paul und Bonaventura“. In: Literatur für Leser. 1994. H.4. S.147–156.

Lieske, Matti: „Toni Tureks Kraft und Herrlichkeit“. In: die tageszeitung, 16.4.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Denner, Iris: „Gott als Abseitsfalle?“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 1.5.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Steiner, Bettina: „Elfmeter im Pfarrhaus“. In: Die Presse, Wien, 7.5.1994. (Zu: „Weltmeister“).

Braun, Michael: „Der Tag, an dem ich Weltmeister wurde“. In: Basler Zeitung, 17.6.1994.

anonym: „Spaziergang nach Syrakus“. In: Der Spiegel, 24.7.1995.

Klein, Erdmute: „Reiz des Besonderen“. Interview. In: Münchner Merkur, 2./3.9.1995.

Moritz, Rainer: „Der Ritt über die Ostsee“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.9.1995. (Zu: „Spaziergang“).

Osterkamp, Ernst: „Rigoletto für Segler“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.10.1995. (Zu: „Spaziergang“).

Schoeller, Wilfried F.: „Komischer Held der Selbstbehauptung“. In: Süddeutsche Zeitung, 11.10.1995. (Zu: „Spaziergang“).

Buckl, Walter: „Reisevorbereitungen mit Raffinesse“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 27.10.1995. (Zu: „Spaziergang“).

Krumbholz, Martin: „Einsam ist der Mensch“. In: Freitag, 17.11.1995. (Zu: „Spaziergang“).

Böttiger, Helmut: „Von den unbotmäßigen Spaziergängen einer deutschen Idealfigur“. In: Frankfurter Rundschau, 6.1.1996.

Krumbholz, Martin: „In der Jolle aus Holz.F.C. Delius spaziert von Rostock nach Syrakus“. In: Stuttgarter Zeitung, 1.3.1996.

Rossbacher, Brigitte: „Unity and Imagined Community.F.C. Delius's ‚Die Birnen von Ribbeck‘ and ‚Der Sonntag an dem ich Weltmeister wurde‘“. In: The German Quarterly. 1997. H.2. S.151–167.

Rothschild, Thomas: „Mit einem Steifen“. In: Freitag, 10. 10. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Krekeler, Elmar: „Heimweh nach Schlaraffenland“. In: Welt des Buches, 14. 10. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Karasek, Hellmuth: „Was geschah am 5. Februar 1966 vor dem Amerikahaus?“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 15. 10. 1997.

Krauss, Hannes: „Frühlingserwachen“. In: die tageszeitung, 15. 10. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Modick, Klaus: „Die Pubertät der Revolte“. In: Süddeutsche Zeitung, 15. 10. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Winkels, Hubert: „Buchführung der Revolte“. In: Die Zeit, 17. 10. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Halter, Martin: „Choreographie einer Emanzipation“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 28. 10. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Jürgens, Martin: „Angstlust und Ausschreitung“. In: Frankfurter Rundschau, 15. 11. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Jähner, Harald: „Es steht unter keinem guten Stern“. In: Berliner Zeitung, 29./30. 11. 1997. (Zu: „Amerikahaus“).

Durzak, Manfred / Steinecke, Hartmut (Hg.): „F.C. Delius. Studien über sein literarisches Werk“. Tübingen (Stauffenburg) 1997. (= Stauffenburg Colloquium 43). (Mit Beiträgen von Manfred Jurgensen, Giovanni Scimonello, Bernard Dieterle, Gerhard Fischer, Franz Futterknecht, Peter Horn, Helmut Peitsch, Axel Viereg, Simonetta Sanna, Manfred Durzak, Hans-Christoph Graf v. Nayauss, Hartmut Steinecke, Momme Brodersen, Keith Bullivant und einer Bibliografie von Anne-Christin Nau).

Hunt, Irmgard Elsner: „Erinnerungen an die Zukunft. Über das utopische Moment in der deutschen ‚Wendeliteratur‘“. In: Rolf Jucker (Hg.): Zeitgenössische Utopieentwürfe in Literatur und Gesellschaft. Zur Kontroverse seit den achtziger Jahren. Amsterdam (Rodopi) 1997. S.191–207.

Demmer, Erich: „Über die angenagelte Zeit“. In: Die Presse, Wien, 3. 1. 1998. (Zu: „Amerikahaus“).

Parkes, Stuart: „The Language of the Past. Recent Prose Works by Bernhard Schlink, Marcel Beyer, and Friedrich Christian Delius“. In: Arthur Williams u.a. (Hg.): ‚Whose Story?‘. Continuities in Contemporary German-Language Literature. Bern (Lang) 1998. S.115–131.

Durrani, Osman: „From Monologue to Dialogue. The Case of Friedrich Christian Delius's ‚Die Birnen von Ribbeck‘“. In: Arthur Williams u.a. (Hg.): ‚Whose Story?‘. Continuities in Contemporary German-Language Literature. Bern (Lang) 1998. S.167–180.

Hillgruber, Katrin: „Der Jericho-Komplex“. In: Süddeutsche Zeitung, 24./25. 7. 1999. (Zu: „Flatterzunge“).

Brug, Manuel: „Adolf vor Jericho“. In: Die Welt, 31.7.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Greiner, Ulrich: „Deutscher Jedermann“. In: Die Zeit, 5.8.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Gauß, Karl-Markus: „Mißton eines Posaunisten“. In: Die Presse, Wien, 7.8.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Preisendörfer, Bruno: „Warum man einen Vogel nicht entnazifiziert“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 8.8.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Drawert, Kurt: „Keine Zeit für Verlierer“. In: Neue Zürcher Zeitung, 25.8.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Arend, Ingo: „Kleiner Sautrompeter“. In: Freitag, 27.8.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Magenau, Jörg: „Posaunen gegen Berlin“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.8.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Pralle, Uwe: „Fünf Sekunden Adolf Hitler sein“. In: Frankfurter Rundschau, 25.9.1999. (Zu: „Flutterzunge“).

Melis, Damian van: „Ein Lattenzaun mit Zwischenraum, um durchzuschauen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.4.2000. (Zu: „Transit Westberlin“).

Dischereit, Esther: „Sünder oder Sündenbock?“. In: Frankfurter Hefte. 2000. H.4. S.243–244. (Zu: „Flutterzunge“).

jüb: „Töne spucken“. In: Süddeutsche Zeitung, 5.12.2000. (Zu: „Flutterzunge“).

Krause, Tilman: „Es war alles ganz anders“. Gespräch. In: Die Welt, 20.1.2001.

Hoyer, Lutz: „Monarchen-Marketing“. In: Berliner Morgenpost, 30.9.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Krumbholz, Martin: „Sinnlichkeit im Preußenkleid“. In: Die Zeit, 4.10.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Krause, Tilman: „Bastel dir einen Bestseller“. In: Die Welt, 6.10.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Eger, Christian: „Ich bleibe ein fröhlicher Skeptiker“. Interview. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 10.10.2001.

Raus, Michel: „Drehbuch mit leichtem Tiefgang“. In: Neues Deutschland, 12.10.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Schulze-Reimpell, Werner: „Prinz Rusch der Erste“. In: Rheinischer Merkur, 12.10.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Müller, Lothar: „Bastarde“. In: Süddeutsche Zeitung, 20./21.10.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Noltze, Holger: „Der dritte Versuch über Minna“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.11.2001. (Zu: „Königsmacher“).

Müller-Wirth, Moritz: „Die beiläufige Enthüllung eines Stammbaums“. Gespräch. In: Die Zeit, 6.12.2001.

- Lackmann, Thomas:** „Ein Medienprinz im Preußenjahr“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 9. 12. 2001. (Zu: „Königsmacher“).
- Moritz, Rainer:** „Widerstand gegen den Trend“. In: Schweizer Monatshefte. 2002/2003. H. 12/1. S. 43f. (Zum 60. Geburtstag).
- Baier, Eckart:** „Von A wie Achtundsechzig bis Z wie Zweifel“. In: Neues Deutschland, 13. 2. 2003. (Zum 60. Geburtstag).
- Kämmerlings, Richard:** „Wunder gibt es immer wieder“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 2. 2003. (Zum 60. Geburtstag).
- Plath, Jörg:** „Weltmeister“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 13. 2. 2003. (Zum 60. Geburtstag).
- Essig, Rolf-Bernhard:** „Grundlagenforschungs-ABC“. In: Frankfurter Rundschau, 19. 2. 2003. (Zu: „Recht“).
- Oberembt, Gert:** „Die Kunst des Irrtums“. In: Rheinischer Merkur, 20. 3. 2003. (Zu: „Recht“).
- Lützeler, Michael:** „Zweifel, Liebe, Hoffnung“. In: Die Zeit, 16. 10. 2003. (Zu: „Recht“).
- Andresen, Karen:** „Nachrichten aus der Steinzeit“. In: Spiegel spezial. 2004. H. 4. S. 112. (Zu: „Mein Jahr“).
- Magenau, Jörg:** „Es fällt kein Rechtsstaat vom Himmel“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 10. 2004. (Zu: „Mein Jahr“).
- Bartmann, Christoph:** „Einen Richter richten“. In: Süddeutsche Zeitung, 4. 11. 2004. (Zu: „Mein Jahr“).
- Naumann, Michael:** „Handlanger in Roben“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, 18. 11. 2004. (Zu: „Mein Jahr“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Der Kohlhaas-Komplex“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 28. 11. 2004. (Zu: „Mein Jahr“).
- Fitzel, Thomas:** „Selbstjustiz, um 1968“. In: Frankfurter Rundschau, 1. 12. 2004. (Zu: „Mein Jahr“).
- Schneider, Wolfgang:** „Ein tragischer Lebensstoff“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11. 1. 2005. (Zu: „Mein Jahr“).
- Burkhardt, Andreas:** „Im Namen des Volkes“. In: Die Welt, 22. 1. 2005. (Zu: „Mein Jahr“).
- Oberembt, Gert:** „Der Zettel-Student“. In: Rheinischer Merkur, 27. 1. 2005. (Zu: „Mein Jahr“).
- Pelzer, Jürgen:** „Widerstand war möglich“. In: Freitag, 18. 2. 2005. (Zu: „Mein Jahr“).
- Jung, Werner:** „War da was?“. In: Neues Deutschland, 12. 1. 2006. (Zu: „Paul McCartney“).
- Kamissek, Sarah:** „Mit einem Satz durch Rom“. In: Rheinischer Merkur, 10. 8. 2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Krumbholz, Martin:** „Mit der Wartburg im Kopf durch Rom“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23./24. 9. 2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).

- Fuhr, Eckhard:** „Mutter-Bild: Schreiben aus dem Uterus“. In: Die Welt, 30.9.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Nentwich, Andreas:** „Zärtlichkeit und Ironie“. In: Spiegel spezial. 2006. H.7. S.68. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Detering, Heinrich:** „Die römische Wanderin und ihr Schatten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Rothschild, Thomas:** „Eine Frau im Wartesaal“. In: Die Presse, Wien, 7.10.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Seibt, Gustav:** „Die ewige Stadt und das neue Leben“. In: Süddeutsche Zeitung, 12.10.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Jung, Jochen:** „Römische Legende“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 12.11.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Döbler, Katharina:** „Die ganze Wartburg im Kopf“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, November 2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Fässler, Simone:** „Mit Haydn den Frieden im Krieg finden“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 30.11.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Schuster, Katrin:** „Im Bauch durch Rom“. In: Berliner Zeitung, 21.12.2006. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Verdofsky, Jürgen:** „Hier sind zu viele Vergangenheiten auf einmal“. In: Stuttgarter Zeitung, 12.1.2007. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Meister, Martina:** „Zwischen Kreuz und Hakenkreuz“. In: Frankfurter Rundschau, 28.2.2007. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Buch, Hans Christoph:** „Frühreife Melancholie“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.4.2007. (Zu dem Gedicht: „Paläontologie“).
- Opitz, Michael:** „Glück im Unglück“. In: Freitag, 20.4.2007. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Lütgemeier-Davin, Reinhold:** „... jeder Tag ein Geschenk“. In: die horen. 2007. H.226. S.197–199. (Zu: „Bildnis der Mutter“).
- Grüter, Irene:** „Ein Beatle, ein Ball und ein feiger Hund“. In: die tageszeitung, 8./9.3.2008. (Zu: „Paul McCartney“).
- Battafarano, Italo Michele:** „Dreißig Jahre Rom zu Fuß mit Delius (1976–2006)“. In: Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung. Hg. von Fabrizio Cambi. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2008. S.267–276.
- Kusche, Matthias:** „Strategien mit Biographien. Dekonstruktion der Studentenbewegung bei F.C. Delius und Stephan Wackwitz, Utopie des Protests bei Uwe Timm“. In: Literatur der Jahrtausendwende. Themen, Schreibverfahren und Buchmarkt um 2000. Hg. von Evi Zemanek. Bielefeld (transcript) 2008. S.191–200.
- Scribner, Charity:** „Engendering the subject of terror. Friedrich Christian Delius and Friedrich Dürrenmatt in the Mid-1980s“. In: Baader-Meinhof returns. History and cultural memory of German left-wing terrorism. Hg. von Gerrit-Jan Berendse. Amsterdam u.a. (Rodopi) 2008. (= German Monitor 70). S.125–136.

Ufer, Marianne: „Rom aus doppelter Sicht. Friedrich Christian Delius' ‚Bildnis der Mutter als junge Frau‘“. In: Die verewigte Stadt. Rom in der deutschsprachigen Literatur nach 1945. Hg. von Ralf Georg Czapla. Bern u.a. (Lang) 2008. (= Jahrbuch für Internationale Germanistik: Reihe A, Kongressberichte 92). S.295–304.

Halter, Martin: „Der Faust mit der Laubsäge“. In: Berliner Zeitung, 17.7.2009. Unter dem Titel: „Doktor Faust mit der Laubsäge“ auch in: Badische Zeitung, 18.7.2009. (Zu: „Die Frau“).

Clauss, Ulrich: „Erfinder der Faulheit wegen“. In: Die Welt, 18.7.2009. (Zu: „Die Frau“).

Langner, Beatrix: „Ada und das Ei“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18./19.7.2009. (Zu: „Die Frau“).

Schlodder, Holger: „Silicon Valley in der Rhön“. In: Mannheimer Morgen, 22.7.2009. (Zu: „Die Frau“).

Mischke, Roland: „Die weiche Seite des Festplatten-Manns“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 7.8.2009. (Zu: „Die Frau“).

Verdofsky, Jürgen: „Und hinter allem Ada“. In: Frankfurter Rundschau, 15./16.8.2009. (Zu: „Die Frau“).

März, Ursula: „Das verkannte Genie“. In: Die Zeit, 20.8.2009. (Zu: „Die Frau“).

Staudacher, Cornelia: „Erfundene Wahrheiten“. In: Rheinischer Merkur, 20.8.2009. (Zu: „Die Frau“).

Verdofsky, Jürgen: „Ada zwischen allen Zeilen“. In: Stuttgarter Zeitung, 4.9.2009. (Zu: „Die Frau“).

Schings, Hans-Jürgen: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.10.2009. (Zu: „Die Frau“).

Bartmann, Christoph: „Die Schnur der Liebe“. In: Süddeutsche Zeitung, 9.12.2009. (Zu: „Die Frau“).

Schwering, Markus: „Die Liebe des Erfinders“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 16./17.1.2010. (Zu: „Die Frau“).

Schmitz, Helmut: „Friedrich Christian Delius: Portrait of the Mother as a Young Woman“. In: The Times Literary Supplement, 17.9.2010.

Kellermann, Ralf: „Friedrich Christian Delius, ‚Mein Jahr als Mörder‘“. Aachen (Bergmoser + Höller) 2010. (=Deutsch betrifft uns 5).

Stahl, Enno: „Schleyer – Terror und Literatur. Ein Gewaltakt und seine literarisch-kritischen Repräsentationen bei Friedrich Christian Delius, Peter Jürgen Boock und Rainald Goetz“. In: Ikonographie des Terrors? Formen ästhetischer Erinnerung an den Terrorismus in der Bundesrepublik 1978–2008. Hg. von Norman Ächtler und Carsten Gansel. Heidelberg (Winter) 2010. (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 273). S.79–98.

Żyliński, Leszek: „Autobiographie als erlebte Zeitgeschichte. Zu zwei Erzählungen von Friedrich Christian Delius“. In: Das „Prinzip Erinnerung“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989. Hg. von Carsten Gansel und Pawel Zimniak. Göttingen (V&R unipress) 2010. (= Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien 3). S.87–95.

Dotzauer, Gregor: „Der kühle Kopf“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 19.5. 2011. (Zum Büchnerpreis).

Krause, Tilman: „Tanzabend vor der Revolte. Ausgezeichnet, dieses kritische Bewusstsein!“. In: Die Welt, 19.5.2011. (Zum Büchnerpreis).

Lovenberg, Felicitas von: „Kein Jubel, keine Buhrufe“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.5.2011. (Zum Büchnerpreis).

Nutt, Harry: „Eher schon ein 66er“. In: Frankfurter Rundschau, 19.5.2011. (Zum Büchnerpreis).

Steinfeld, Thomas: „Guter Mann, falsche Wahl“. In: Süddeutsche Zeitung, 19.5.2011. (Zum Büchnerpreis).

Mangold, Ijoma: „Geschlossene Gesellschaft“. In: Die Zeit, 26.5.2011. (Zum Büchnerpreis).

Haas, Wolf: „Die wohltemperierte Literatur“. In: Süddeutsche Zeitung, 11.8.2011. (Zu: „Der Held und sein Wetter“).

Kossack, Uwe: „Ich suchte meine Fluchten“. Gespräch. In: Stuttgarter Zeitung, 25.10.2011.

Halter, Martin: „Vom Stotterer zum Weltmeister“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 27.10.2011. (Zum Büchnerpreis).

Schneider, Wolfgang: „Ein fröhlicher Skeptiker“. In: Börsenblatt, 27.10. 2011. (Zur Verleihung des Büchnerpreises).

Spoerri, Bettina: „Die Belohnung für Beharrlichkeit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.10.2011. (Zur Verleihung des Büchnerpreises).

Rinas, Jutta: „Schweigend und schreibend die Welt erobert“. In: Göttinger Tageblatt, 29.10.2011. (Zur Verleihung des Büchnerpreises).

Verdofsky, Jürgen: „Jeder baut sich seinen Himmel“. In: Frankfurter Rundschau und Berliner Zeitung, 29./30.10.2011. (Zur Verleihung des Büchnerpreises).

Sternburg, Judith von: „Zwischendurch nicht einsam“. In: Frankfurter Rundschau, 31.10.2011. (Zur Verleihung des Büchnerpreises).

Lorenz, Matthias N.: „Die Motive des Monsters oder die Grenzen des Sagbaren. Tabubrüche in den Niederlanden und Deutschland und ihre literarische Spiegelung in Erzählungen von Harry Mulisch und F.C. Delius“. In: Täter und Tabu. Grenzen der Toleranz in deutschen und niederländischen Geschichtsdebatten. Hg. von Nicole Colin. Essen (Klartext) 2011. (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte N.F. 25). S.119–138.

Böttiger, Helmut: „Manche Doktorarbeit hält auch später Prüfung stand“. In: Stuttgarter Zeitung, 20.1.2012. (Zu: „Der Held und sein Wetter“).

Apel, Friedmar: „Vier Kugeln für ein Halleluja“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 10.3.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Karasek, Hellmuth: „Berichte aus dem Flohzirkus“. In: Die Welt, 10.3.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Schmitz, Katharina: „Werktags Romane, sonntags Fußball“. In: Freitag, 15.3.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Greiner, Ulrich: „Die 68er-Generation zieht Bilanz. Was ist übrig geblieben vom großen Aufbruch?“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, März 2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Böttiger, Helmut: „Schweigen, stürmen, schreiben“. In: Süddeutsche Zeitung, 20.4.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Joel, Fokke: „Glück gehabt, nur eine einzige wirklich große Dummheit“. In: Stuttgarter Zeitung, 20.4.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Schwering, Markus: „Delius will am liebsten ein 66er sein“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 5./6.5.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Matt, Beatrice von: „Chronist seiner selbst“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9.6.2012. (Zu: „Als die Bücher noch geholfen haben“).

Lühe, Irmela von der (Hg.): „Friedrich Christian Delius“. TEXT+KRITIK. 2013. H.197. (Mit Beiträgen von F.C. Delius, Hans Richard Brittnacher, Monica Lumachi, Helmut Peitsch, Constanze Reichardt, Axel Schildt, Bastian Schlüter, Egon Schwarz, Insa Wilke und mit einer Bibliografie).

Kegel, Sandra: „Ein Held der Unsicherheit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.2.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Böttiger, Helmut: „Vom Dorfanger nach Mogadischu“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.2.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Feddersen, Jan: „Chronist eben noch anhaltender Epochen“. In: die tageszeitung, 13.2.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Krause, Tilman: „Gelassener Chronist der Bundesrepublik“. In: Die Welt, 13.2.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Nutt, Harry: „Einer muss es aufschreiben“. In: Berliner Zeitung, 13.2.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Schneider, Wolfgang: „Die linke Hand des Papstes“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.2.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Rüdenauer, Ulrich: „Nächste Nähe“. In: Süddeutsche Zeitung, 7.3.2013. (Zum 70. Geburtstag).

Schaffrick, Matthias: „Helmut Schmidt im Nicht-Krieg. Souveräne Autorschaft und postsouveränes Erzählen bei Delius, Goetz und Strubel“. In: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. 2013. H.170. S.135–153.

Rudolph, Ekkehart: „Was macht der Papst, wenn ihm die Hand zuckt?“. In: Stuttgarter Zeitung, 6.9.2013. (Zu: „Die linke Hand“).

Seibt, Gustav: „Mit Rassepferden zur Erbsünde“. In: Süddeutsche Zeitung, 18.9.2013. (Zu: „Die linke Hand“).

Jäger, Lorenz: „Wir kommen, um uns zu beschweren“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 5.10.2013. (Zu: „Die linke Hand“).

Rüdenauer, Ulrich: „Auffällig schlaff“. In: Badische Zeitung, 9.11.2013. (Zu: „Die linke Hand“).

Conrad, Ruth: „Das vaterlose Pfarrhaus. Pastoraltheologische Beobachtungen zum literarischen Werk von Friedrich Chr. Delius“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 2014. H.1. S.112–137.

Reichardt, Constanze: „Der ‚Deutsche Herbst‘ als Mythos bei Friedrich Christian Delius. Eine Untersuchung der Romane ‚Ein Held der inneren Sicherheit‘, ‚Mogadischu Fensterplatz‘ und ‚Himmelfahrt eines Staatsfeindes‘“. Frankfurt/M. u. a. (Lang) 2013. (= Berliner Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte 14).

Matt, Beatrice von: „Handlesen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 25.3.2014. (Zu: „Die linke Hand“).

Conrad, Ruth: „The fatherless vicarage: Pastoral theological observations on the literary work of Friedrich Chr. Delius“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 2014. H.1. S.112–137.

Runge, Miriam: „„Als hätte er das große deutsche Rätsel gelöst‘. Konstruktionen nationaler Identität in Friedrich Christian Delius’ Roman ‚Mein Jahr als Mörder‘“. In: Julian Preece (Hg.): Re-forming the nation in literature and film. The patriotic idea in contemporary German-language culture. Oxford u. a. (Lang) 2014. S.101–116.

Geier, Andrea: „Nach Italien fahren, um Deutschland neu zu sehen. Wie F.C. Delius in ‚Der Spaziergang von Rostock nach Syrakus‘ ein ‚gesamtdeutsches Nationalgefühl‘ inszeniert“. In: die horen. 2015. H.257. S.155–163.

Buch, Hans Christoph: „Poetisches Pingpong“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.9.2015. (Zu dem Gedicht: „Paläontologie“).

Byroum-Wand, Pegah: „Der Ausnahmezustand als ‚Zone der Ununterscheidbarkeit‘. Zu Friedrich Christian Delius’ ‚Ein Held der inneren Sicherheit‘ und ‚Mogadischu Fensterplatz‘“. In: Literatur – Macht – Gesellschaft. Neue Beiträge zur theoretischen Modellierung des Verhältnisses von Literatur und Gesellschaft. Heidelberg (Winter) 2015. S.263–290.

Kluge, Friedemann: „Drei Liebesgeschichten drängten ans Licht“. In: neues deutschland, 16.–20.3.2016. (Zu: „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Ludwig, Gundula: „Friedrich Christian Delius: Die Liebesgeschichtenerzählerin“. [Rezension]. In: NZZ am Sonntag, Buchbeilage, 27.3.2016.

Steinmetzger, Ulrich: „Von der Liebe in den Zeiten des Krieges“. In: Mannheimer Morgen, 30.3.2016. Unter dem Titel „Drama, Flair und Herzenskraft“ auch in: Mitteldeutsche Zeitung, 2./3.4.2016. (Zu: „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Meyer-Gosau, Frauke: „Vier Skizzen suchen einen Autor“. In: Süddeutsche Zeitung, 28.4.2016. (Zu: „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Verdofsky, Jürgen: „Ein langer Weg zum Roman“. In: Badische Zeitung, 14.5.2016. (Zu „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Seifener, Christoph: „Staatsschauspieler. Terrorismus und Theatralität in F.C. Delius’ Romantrilogie ‚Deutscher Herbst‘“. In: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. 2016. H.1. S.161–176.

Verdofsky, Jürgen: „Bekenntnisse zwischen Kreuz und Hakenkreuz“. In: Stuttgarter Zeitung, 3.6.2016. (Zu: „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Bongartz, Barbara: „Die verdrängte Scham einer Flüchtlingsfrau“. In: Die Presse, Wien, 11.6.2016. (Zu: „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Krause, Tilman: „Wir sind alle Überlebende“. In: Die Welt, 23.7.2016. (Zu: „Liebesgeschichtenerzählerin“).

Krause, Tilman: „Überlebende, keine Verlierer“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 15.9.2016. (Zu: „Liebesgeschichten-erzählerin“).

Hampel, Torsten: „Fontanes Fröchtchen. Ein literarischer Spaziergang mit Friedrich Christian Delius in Ribbeck zur Birnenzeit“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 9.10.2016.

Zimmermann, Felix: „Man durfte keine Witze mehr machen“. Gespräch. In: die tageszeitung, 2./3.9.2017. (Zum Deutschen Herbst 1977).

Giovannini, Elena: „Dalla Germania dell'Est all'Italia. Paul Gompitz / Klaus Müller sulle tracce di J.G. Seume in ‚La passeggiata da Rostock a Siracusa‘ di F.C. Delius“. In: Marinella Pigozzi (Hg.): Dialogo tra Italia e Germania. Bologna (Bononia University Press) 2017. S.125–136.

Yamamoto, Hiroshi: „Haiku und Waka als Polaroid. Nachleben der japanischen dichterischen Kurzformen bei Delius, Grünbein und Kling“. In: Elke Sturm-Trigonakis / Olga Laskaridou / Evi Petropoulou / Katerina Karakassi (Hg.): Turns und kein Ende? Aktuelle Tendenzen in Germanistik und Komparatistik. Frankfurt/ M. (Lang) 2017. S.301–314.

tog: „Ein kritischer Chronist der Zeit“. In: Mannheimer Morgen, 13.2.2018. (Zum 75. Geburtstag).

Dietschreit, Frank: „Wilder Jazz bringt Erinnerungen“. In: Mannheimer Morgen, 23.2.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Kilb, Andreas: „Bekenntnisse eines Sprachprotestanten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 10.3.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Nutt, Harry: „Die Lehren des Krachs“. In: Berliner Zeitung, 16.3.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Schütte, Uwe: „Getröte, Gezirpe, Gejaule“. In: der Freitag, 22.3.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Steinfeld, Thomas: „Fluch des Kissenwerfens“. In: Süddeutsche Zeitung, 3.4.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Rüdenauer, Ulrich: „Abriss und Freiraum“. In: Badische Zeitung, 7.4.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Uthoff, Jens: „Weg vom Dreck“. In: die tageszeitung, 20.4.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Rebhandl, Bert: „Die Meisterschaft im ‚Rückwärtsfühlen‘“. In: Der Standard, Wien, 23.5.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Müller, Helmut L.: „Ohne kritisches Denken geht es gar nicht“. Interview. In: Salzburger Nachrichten, 28.5.2018.

Schütte, Uwe: „Die Macht der Musik“. In: Wiener Zeitung, 28.7.2018. (Zu: „Die Zukunft“).

Schröder, Julia: „Fakten, Zahlen, Meinungsservice“. In: Stuttgarter Zeitung, 16.8.2019. (Zu: „Wenn die Chinesen“).

von der Gathen, Johannes: „Die Angst vor Chinas Übermacht“. In: Mannheimer Morgen, 29.8.2019. (Zu: „Wenn die Chinesen“).

Müller, Burkhard: „Politische Vogeldeutung“. In: Süddeutsche Zeitung, 6.9.2019. (Zu: „Wenn die Chinesen“).

Steinmetzger, Ulrich: „Briefe an die Urenkel“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 7./8.9.2019. (Zu: „Wenn die Chinesen“).

Schröder, Julia: „Als Europa bröckelte“. In: Berliner Zeitung, 12./13.10.2019. (Zu: „Wenn die Chinesen“).

Bauer, Manuel: „Faustische Interpretation unserer Zeitgenossenschaft. Entgrenzungs-Reflexionen in aktuellen Faust-Adaptionen (R. Hochhuth, F. Ch. Delius, R. Menasse, E. Jelinek, Th. Dorn)“. In: Faust-Jahrbuch. Bd.6. Bielefeld (Aisthesis) 2019. S.13–38.

Kammler, Clemens: „Verdichtete Gegenwart. Friedrich Christian Delius’ autobiographische Erzählung ‚Die Zukunft der Schönheit‘ als literarische Darstellung eines Bildungserlebnisses“. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. 2020. H.1. S.43–51.

Gess, Nicola: „Ein Schreiben des Selbst am Leitfaden der Musik. F.C. Delius’ ‚Zukunft der Schönheit‘“. In: Zeitschrift für Germanistik. 2021. H.2. S.S.110–124.

Pfohlmann, Oliver: „Unter den Autoren der Stillste“. In: die tageszeitung, 2.11.2021. (Zu: „Die sieben Sprachen“).

Dietschreit, Frank: „Literarische Bekenntnisse und ein beredtes ‚Nicht-Gespräch‘“. In: Mannheimer Morgen, 1.12.2021. (Zu: „Die sieben Sprachen“).

cm: „Der BRD-Durchdenker“. In: neues deutschland, 1.6.2022. (Nachruf).

Geißler, Cornelia: „Chronist der deutschen Dinge“. In: Berliner Zeitung, 1.6.2022. (Nachruf).

Knipphals, Dirk: „Schweigen und Lachen“. In: die tageszeitung, 1.6.2022. (Nachruf).

Krause, Tilman: „Chronist der Bundesrepublik“. In: Die Welt, 1.6.2022. (Nachruf).

Steinfeld, Thomas: „Was für eine Wärme fällt über uns her“. In: Süddeutsche Zeitung, 1.6.2022. (Nachruf).

Draesner, Ulrike u.a.: „Er war bei der Sprache“. In: Die Welt, 5.6.2022. (Nachrufe).

Lehr, Thomas: „Der Freund, der zuhören konnte. Totenrede für Friedrich Christian Delius“. In: Sinn und Form. 2022. H. 5. S. 689–692.

Mohr, Peter: „Eigensinnig und offen“. In: literaturkritik.de. 2022. H. 6. S. 70–72. (Nachruf).

Schaffrick, Matthias: „‚nichts mehr wie vorher‘. ‚Mogadischu Fensterplatz‘ von F.C. Delius als Szenario der Postsouveränität“. In: Weimarer Beiträge. 2022. H. 3. S. 326–342.

Böttiger, Helmut: „Zwischen Yoko Ono, Klaus Wagenbach und Apoll“. In: die tageszeitung, 7. 2. 2023. (Zu: „Darling, it’s Dilius“).

Rüdenauer, Ulrich: „Heiterkeit und Verwunderung“. In: Badische Zeitung, 11. 2. 2023. (Zu: „Darling, it’s Dilius“).

Geisler, Eberhard: „Die Lage entzerren“. In: Frankfurter Rundschau, 2. 3. 2023.
(Zu: „Darling, it's Dilius“).

Rebhandl, Bert: „Erinnerungen mit A“. In: Der Standard, Wien, 18./19. 3. 2023.
(Zu: „Darling, it's Dilius“).

Wiele, Jan: „Der Samstag, an dem er Weltmeister wurde“. In: Frankfurter
Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 22. 4. 2023. (Zu: „Darling, it's Dilius“)

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH
& Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur,
Stand: 01.06.2023

Quellenangabe: Eintrag "Friedrich Christian Delius" aus Munzinger Online/KLG –
Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000098>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)